

## IV. Magog-Mongolen im Spannungsfeld von *traditio* und Empirie

### 1. Die Invasion der Mongolen: Affirmation der Textüberlieferung

Die Heerscharen, die nur wenige Jahrzehnte nach dem Schreiben des Priesterkönigs aus dem Fernen Osten bis an die Grenzen des Abendlandes drangen, erweckten nur kurzfristig den Eindruck, daß sie auf Geheiß des indischen Potentaten gekommen seien, um der Christenheit im Kampf gegen die Heiden beizustehen. Im Jahr 1223 schlugen die Mongolen am Fluß Kalka ein vereintes Heer von Russen und Kumanen. Von mongolischer Seite war dieser erste Zusammenstoß nur ein Erkundungszug, dem ein späterer koordinierter Angriff auf Europa folgen sollte.<sup>224</sup> Für die abendländische Seite zeichnete sich jedoch bereits bei dieser ersten Begegnung ab, daß die hereinbrechenden Reiterscharen kaum von einem wohlgesinnten Glaubensgenossen entsandt worden waren und vor einem Einfall in christliche Territorien nicht haltmachen würden.

„Wie ein plötzlicher Blitz“<sup>225</sup> seien die Mongolen über Europa gekommen, wird 1241 der englische Mönch Matthaëus Parisiensis behaupten; doch wäre dieser Blitz für das Abendland kaum derart unerwartet gekommen, wenn man der seit 1220 aus den christlichen Gebieten Kleinasiens eintreffenden Kunde von ihrem Nahen mehr Gehör geschenkt hätte. Noch im Jahr 1237, als ein Dominikaner namens Frater Julianus von dem geplanten Westfeldzug der Mongolen Kenntnis erhalten hatte und die alarmierende Botschaft umgehend an den ungarischen König Bela IV. weiterleitete, stieß er auf nur geringes Interesse.<sup>226</sup> Der Dominikanermönch war aufgrund einer eigentümlichen Mission, die ihn bereits zuvor weit nach Osten geführt hatte, zu den Nachrichten über die Mongolen und ihre feindlichen Absichten gelangt. Wie sein Mitbruder Riccardus berichtet, gehörte Frater Julianus zu einem regelrechten Expeditionskorps, das sich vor ungefähr sieben Jahren auf die kontinuierliche und äußerst beschwerliche Suche nach einem „zweiten Ungarn“ begeben

---

<sup>224</sup> Zum sogenannten Europafeldzug s. M. Weiers, *Von Ögödei bis Möngke – Das mongolische Großreich*, in: (hrsg.) M. Weiers, *Die Mongolen*, S. 195f, sowie den Artikel *Geschichte der Mongolen* desselben Autors in dem Ausstellungskatalog *Die Mongolen und ihr Weltreich*, S. 74ff.

<sup>225</sup> zit. n. J. Fried, *Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Die Mongolen und die europäische Erfahrungswissenschaft im 13. Jahrhundert*, S. 290.

<sup>226</sup> Bei diesen und den folgenden Angaben beziehe ich mich auf den kenntnisreichen und intelligenten Aufsatz von J. Fried, *op. cit.*; in der Sammelanmerkung 1 bei Fried sind sämtliche zitierten Primärquellen sowie eine umfangreiche Bibliographie ausgewiesen.

hatte. Anlaß dazu gab ein den *Gesta* der christlichen Ungarn entnommener Bericht von einem anderen, größeren Reich namens Ungarn, aus dem einst sieben Herzöge ausgezogen wären, da das Land für die allzu schnell gewachsene Anzahl der Einwohner nicht mehr genug Nahrung geboten hätte. An diesen politischen Ursprungsmythos, der das verlockende Bild eines großungarischen Reichs vor Augen führte, knüpften sich in „Klein-Ungarn“ Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung mit der ursprünglichen Volksfamilie. Auf seiner beharrlichen Suche zwischen Wolga und Ural hatte Frater Julianus dann tatsächlich auch ein Land entdeckt, dessen Bewohner er zweifelsfrei als die verlorenen Brüder erkannte, da „sie nämlich ihn verstanden und er sie“.<sup>227</sup> Obgleich die Baschkiren, die Frater Julianus zum Brudervolk erkor, nach heutigen Erkenntnissen keineswegs Ungarisch sprachen und das gesuchte Mutterreich überdies kaum existiert haben dürfte, gehörte „Großungarn“ seit der Entdeckung des Frater Julianus zum festen Bestandteil abendländischer Geographie, und die mythischen Großungarn wurden seit dem 13. Jahrhundert auf den Völkertafeln Osteuropas verzeichnet.

Bei den Wolgabulgaren hatte Frater Julianus zum ersten Mal von jenem schrecklichen Volk gehört, das sich ‚Tartaren‘ nannte und dessen Heer sich nur fünf Tagesreisen entfernt befinden sollte. Diese sogenannten Tartaren – so munkelte man – entstammten einem weit entfernten Land im Osten und seien bei weitem größer als normale Sterbliche. Vor allem hätten sie gigantische Köpfe, die selbst im Vergleich zu den bereits überlangen Körpermaßen erschreckend überproportioniert wirkten. Auch hätten sie die Absicht bekundet, mit allen Völkern Krieg zu führen, die es wagen sollten, sich ihnen entgegenzustellen, und ihre Reiche dem Erdboden gleichzumachen. Als Julianus im Jahr 1237 erneut nach Großungarn zieht – jedoch bereits schon nicht mehr bis dorthin vorstoßen kann –, sieht er den Wahrheitsgehalt dieser Gerüchte auf grauenhafte Weise bestätigt: ganze Landstriche in Rußland und um die Wolga sind vollständig verwüstet, ausgelöscht („penitus (...) devastata“).<sup>228</sup> Doch damit nicht genug: Frater Julianus erfährt von einem Gesandten Ögödeis (die Mongolen pflegten ihre Feinde bereits im Vorfeld durch solche Ankündigungen zu demoralisieren<sup>229</sup>), daß die Tartaren beabsichtigten, in Kürze weiter nach Westen vorzudringen. Entsetzt kehrt der Dominikaner nach Ungarn zurück und warnt eindringlich vor dem drohenden Unheil.

---

<sup>227</sup> zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 289.

<sup>228</sup> ebend.

Ungeachtet immer zahlreicherer Hinweise auf einen bevorstehenden Angriff bleibt der ungarische König Bela IV. „lässig“ – wie ihm Friedrich II. später vorhalten wird – und ignoriert die sich nähernde Gefahr. Erst nach der Plünderung Kiews fühlt der ungarische Potentat sich bemüßigt, einige Schutzmaßnahmen zu ergreifen, doch werden diese von seinen Untertanen nicht ernstgenommen und daher nur unzureichend befolgt. Aber nicht allein in Ungarn, auch in Frankreich und England war man inzwischen über das Nahen der Tartaren unterrichtet oder hätte es zumindest sein können. Aus Syrien drangen Nachrichten von dem unaufhaltsamen Ansturm der Mongolen, und angeblich ersuchten die muslimischen Herrscher sogar um christliche Unterstützung. Da die Gefahr jedoch in weiter Ferne schien und ‚die sarazenischen Hunde‘ betraf, fühlte man sich im Abendland keinesfalls betroffen und konnte seine zynische Genugtuung kaum verhehlen: „Lassen wir doch diese Hunde sich gegenseitig zerfleischen, daß sie gemeinsam untergehen. Sobald wir kommen (...), schlachten wir sie hin und reinigen die Erde vom Auswurf“ – so der aufschlußreiche Kommentar des Bischofs Peter von Winchester.<sup>230</sup>

Der „Blitz“ schlug also keinesfalls aus heiterem Himmel ein, doch waren Wirkung und Ausmaß unerhört. In den Jahren 1237 bis 1242 zerstörten die Mongolen das Reich der Wolgabulgaren, es fielen die Städte Rjazan, Kolomna und Moskau, kurz darauf dann Wladimir, Rostow und Twer in ihre Hände. Am 6. Dezember 1240 eroberten sie unter dem späteren Großkhan Möngke Kiew und plünderten die „Mutter der russischen Städte“;<sup>231</sup> sie bemächtigten sich der Orte Kamenec und Galitsch und eröffneten sich dadurch den

---

<sup>229</sup> Eine ausführliche Analyse mongolischer Kriegstechniken leistet T. T. Allsen in *Mongol Imperialism*, S. 63ff.

<sup>230</sup> Matthaeus Parisiensis, *Chronica maiora*, III, S. 489.

<sup>231</sup> Allerdings sollte man in diesem Zusammenhang erwähnen, daß das „Mütterchen“ Kiew bereits aufgrund vorausgegangener innerrussischer Kämpfe „kaum mehr als eine tote Stadt“ war, s. M. Weiers, *Von Ögödei bis Möngke*, *op. cit.*, S. 195. Innerpolitische Spannungen unter ihren Gegnern haben den Mongolen häufig den Boden bereitet und ihre Eroberungen befördert. Bereits bestehende Konflikte konnten sich auch für die Mongolen als inkalkulierbarer Faktor erweisen. So war die Plünderung von Bagdad im Jahr 1258, die in einem Massaker von ungeheurer Brutalität endete und als eine der schlimmsten Greuelthaten der Mongolen gilt, von den Eroberern offenbar nicht geplant. Die schlimmsten Bluttaten soll die christliche Bevölkerung der Stadt verübt haben, die in der mongolischen Invasion eine willkommene Möglichkeit sah, sich an den verhaßten muslimischen Unterdrückern zu rächen. Daß sie dabei von den christlichen Kontingenten der mongolischen Armee unterstützt wurde, berichtet Bar Hebraeus; vgl. T. T. Allsen, *op. cit.*, S. 83-85. Möglicherweise ist noch das bei Marco Polo eingefügte *exemplum* von den *Wundern in den Bergen zu Baudac* ein Reflex und nachträglicher Rechtfertigungsversuch der ungewöhnlichen Grausamkeit, mit der die muslimische Bevölkerung in Bagdad von ihren christlichen Nachbarn abgeschlachtet wurde. In dieser lehrhaften Geschichte droht der Kalif der gesamten christlichen Gemeinde von Bagdad mit dem Tod, sofern sie nicht mit ihrem Gebet Berge versetzen sollte, vgl. Marco Polo, *Le divisament dou monde*, S. 329-337. Die mehrere Kapitel umfassende Erzählung ist ziemlich unmotiviert in den *Divisament* eingefügt, zumal Bagdad nicht auf der Reiseroute lag. Offenbar bestand aber noch im Jahr 1295 das Bedürfnis, den mörderischen Haß der

Zugang nach Polen. Dort teilte sich das Heer, ein Teil stieß gegen Krakau vor, drang durch Oberschlesien in das Odertal, überrannte die deutsche Siedlung Breslau und vernichtete im April 1241 ein sich ihm bei Liegnitz entgegenstellendes deutsch-polnisches Ritterheer; noch im selben Monat schlug die andere Heereshälfte die Ungarn unter Bela IV. am Fluß Sajo und verfolgte den fliehenden König bis an die Küste der Adria.<sup>232</sup> So unmöglich es war, die bedrohliche Existenz dieses Fremdvolks zu ignorieren, so unfassbar erschien ihre unvermittelte Präsenz.

Man begann, Erklärungen für das Unerklärliche zu suchen und sich über die Wesensart der fremden Heerscharen Gedanken zu machen, die aus ihren weitentfernt gelegenen Winkeln der Welt über die Christenheit hereingebrochen waren. Die lautliche Entsprechung der chinesischen Bezeichnung für mongolische Stämme, „Ta Ta“, unter der die Mongolen auch bei türkisch, persisch und arabisch sprechenden Völkern bekannt waren, leistete im Abendland der eher unbehaglichen Assoziation mit den „Tartaren“, den Bewohnern des Tartaros, Vorschub.<sup>233</sup> Königin Russuanta von Georgien, deren Land die Mongolen 1232 endgültig eroberten, hatte bereits im Mai 1224 Papst Honorius III. mitgeteilt, daß die Aggressoren „Tartaren“ hießen und aus den Tiefen des Tartaros hervorgestiegene Unterweltsdämonen seien.<sup>234</sup> Fra Julianus' Berichte von dem wenig attraktiven Äußeren und dem noch weniger anziehenden Gebaren dieses Volks schienen der Königin in jeder Hinsicht Recht zu geben. Im übrigen entsprach diese etymologische Auslegung, die den Herkunftsort der wilden Reiterscharen in den tiefsten Teil des Hades verlegte - dorthin, wo einst das Riesengeschlecht der Titanen, die furchterregenden Erinyen und Gorgonen, Mischwesen wie Chimaira und Hydra nebst anderen archaischen Gottheiten verdrängt worden waren -, jener Kongruenz von monströser Andersartigkeit und infernaler Wesensart, die den Wundervölkern des Ostens in der abendländischen *traditio* ohnehin eignete. Wo immer von den „Tartaren“ gesprochen wird, ist daher zu- meist auch der Teufel mit im Bunde:

---

Christen durch eine ‚rationale‘ Begründung zu rechtfertigen, während das Massaker selbst den Mongolen zur Last gelegt wurde.

<sup>232</sup> Zur Geschichte des Mongolensturms, s. G. Hamply (hrsg.), *Zentralasien*, S. 128ff. sowie die unter Anm.223 genannten Titel.

<sup>233</sup> vgl. G. A. Bezzoloa, *Die Mongolen in abendländischer Sicht, 1220-1270*, S. 42ff.

<sup>234</sup> vgl. J. Baltrusaitis, *Das phantastische Mittelalter*, S. 241.

„Wir hoffen aber auf Unseren Herrn Jesus Christus“, schreibt beispielsweise Friedrich II. am 3. Juli 1241 - und damit bereits nach den katastrophalen Niederlagen in Rußland und Polen - an seinen Schwager Heinrich III. von England,

unter dessen Führung Wir bis jetzt, Unserer Feinde ledig, triumphiert haben, daß auch diese, die aus den Tiefen des Tartaros hervorgebrochen sind, wieder in ihren Tartaros hinabgestürzt werden. Und nicht ungestraft werden sie sich rühmen, so viele Länder durchzogen, so viele Völker besiegt, so viele Schandtaten begangen zu haben, wenn ihr unvorsichtiges Geschick oder vielmehr Satan selbst sie den siegreichen Adlern des mächtigen kaiserlichen Europas zugetrieben haben wird (...).<sup>235</sup>

Friedrich II., der den Teufel bekanntlich nicht allzu sehr fürchtete und ihn auch hier eher metaphorisch an die Wand gemalt haben dürfte, war übrigens der Ansicht, daß die Tartaren, bevor sie von den äußersten Enden der Welt nach Norden aufgebrochen seien, irgendwo am Rande der Feuerzone des Südens gehaust hätten.<sup>236</sup> Diese äußerst aufschlußreiche Ursprungsbestimmung verlegt den Wohnsitz der Tartaren zwar nicht direkt in die Hölle, doch immerhin in unmittelbare Nähe der heiklen, bewohnt-unbewohnten Antipodenwelt, die auf den *mappae mundi* als von monströsen Völkerschaften besiedelter Südkontinent dargestellt wurde.

Die Worte, mit denen Ludwig IX. von Frankreich angesichts der drohenden Gefahr seine Mutter zu beruhigen sucht, klingen bei weitem weniger selbtherrlich; es scheint, als wolle der Monarch sich der Geißel demütig ergeben, die Gott offenbar über die Christenheit verhängt hatte, zumal sein Reich nicht über die glückliche Insellage Englands oder Siziliens verfügte:

Himmlischer Trost, Mutter, möge uns aufrichten. Deshalb, wenn sie über uns kommen, werden wir diese, die wir Tartaren nennen, entweder in ihre tartarischen Sitze, woher sie kamen, zurückwerfen, oder sie uns alle in den Himmel befördern ... entweder werden wir sie zurückschlagen, oder,

---

<sup>235</sup> zit. n. J. Baltrusatis, *op. cit.*, S. 242f.

<sup>236</sup> s. J. Fried, *op. cit.*, S. 296; ausführlich setzt sich F. E. Reichert in seinem Aufsatz *Geographie und Weltbild am Hofe Friedrichs II.* mit diesen Vorstellungen auseinander, wobei er auf die Bedeutung des *Alexanderromans* in diesem Ambiente hinweist.

wenn wir besiegt werden sollten, werden wir als Christi Bekenner oder Märtyrer zu Gott eingehen.<sup>237</sup>

Da es offensichtlich nicht möglich war, die aus dem Fernen Osten heranbrechenden Reiterscharen wieder in ihre Winkel an den Rändern der Welt oder unter die Erde zurückzujagen, sie in jenen Tartaros zu werfen, dem sie entstiegen waren, mehrten sich die Befürchtungen, daß die Christenheit in einem ungleich größeren Ausmaß heimgesucht werden würde: daß nämlich das Kommen der fremden Heerscharen nichts Geringeres bedeute als das Weltenende. „Erkennt und glaubt“, beteuert Roger aus Apulien, der 1241 in Ungarn gefangengenommen worden war und ein Jahr in mongolischer Kriegsgefangenschaft verbracht hatte, „die Tage des Verderbens sind nahe, die Zeiten eilen auf das Nicht-Sein zu“.<sup>238</sup> Diese Vermutung wurde auch von den Berichten, die aus den östlichen Gebieten eintrafen, auf beunruhigende Weise bestätigt. In Georgien und Armenien sollten die Mongolen sich des Kreuzes bedient haben, um in das Land einzufallen und es zu verheeren: „Die Tartaren trugen das Kreuz voran, als sie in unser Land zogen, und unter Vorspiegelung der christlichen Religion betrogen sie uns“, klagt der Marschall Johannes von Georgien.<sup>239</sup> Vor solcherart hinterlistiger Täuschung - dem Versuch des Antichrist, die Gläubigen zu verführen - hatte der Gottessohn die Christenheit vorzeitig gewarnt:

Sehet zu/ das euch nicht jemand verführe/ denn es werden viel komen  
vnter meinem Namen/ vnd sagen/ Jch bin Christus/ vnd werden viel  
verführen. IR werdet hören Kriege vnd geschrey von kriegem/ Sehet zu/  
vnd erschreckt nicht/ Das mus zum ersten alles geschehen/ Aber es ist  
noch nicht das ende da.<sup>240</sup>

Die Hoffnungen, die das christliche Abendland in den allmächtigen nestorianischen Herrscher im Osten gesetzt hatte, waren bitter enttäuscht worden. Statt der gebändigten und zum Einsatz gegen die Sarazenen dressierten Völker Gog und Magog suchten apokalyptische Heerscharen die Christenheit heim. Die Prophezeiungen des Alten Testaments begannen sich mit erstaunlicher Präzision zu erfüllen: „vom ende der Erden“ hatte der

---

<sup>237</sup> zit. n. J. Baltrusaitis, *op. cit.*, S. 242.

<sup>238</sup> zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 294.

<sup>239</sup> „Tartari, cruce precedente eos, intraverunt terram nostram et sic sub specie Christiane religionis deceperunt nos“, zit. n. J. Baltrusaitis, *op. cit.*, S. 241.

<sup>240</sup> Mt 24, 4-6.

Herr die Reiterscharen gerufen, und sie waren gekommen, ganz wie Jesaja es in seiner Vision der Endzeit geschildert hatte:

DARumb ist der Zorn des HERRN ergrimmet vber sein Volck/ vnd recket seine Hand vber sie/ vnd schlegt sie/ das die Berge beben/ vnd jr Leichnam ist wie Kot auff den gassen/ Vnd in dem allen lesset sein Zorn nicht abe/ sondern seine Hand ist noch ausgerecket. DENN er wird ein Panir auffwerffen ferne vnter den Heiden/ vnd die selbigen locken vom ende der Erden. Vnd sihe/ eilend vnd schnell komen sie daher/ vnd ist keiner vnter jnen müde oder schwach/ keiner schlummert noch schlefft/ keinem gehet der gürtel auff von seinen Lenden/ vnd keinem zureisset ein schuchrime. Jre Pfeile sind scharff/ vnd alle jre Bogen gespannen. Seiner Rossen hüffe sind wie felsen geacht/ vnd jre Wagenrad/ wie ein sturmwind. Sie brüllen wie Lewen/ vnd brüllen wie Jungelewen/ Sie werden brausen vnd den Raub erhaschen vnd dauon bringen/ das niemand erretten wird.<sup>241</sup>

Während die fremden Heerscharen in Europa zunächst als „Tartaren“ bezeichnet worden waren, lernte man sie in der nachfolgenden Zeit auch unter dem präziseren Namen „Mogol“ oder „Mogol“ kennen;<sup>242</sup> dieser war allerdings noch weniger dazu angetan, die Befürchtungen vor der Bedrohung aus dem Fernen Osten zu entkräften. Simon von Quentin, ein französischer Dominikaner am Hof von Ludwig IX., der an einer der ersten Gesandtschaftsreisen zu den Mongolen teilgenommen<sup>243</sup> und eine *Historia Tartarorum*

---

<sup>241</sup> Is 5, 25-29.

<sup>242</sup> Die von den Chinesen *Ta-Ta* genannten Tataren waren, bis sie im Jahr 1202 von dem Nachbarstamm der Mongolen unter Dschinghis Khan unterworfen wurden, der mächtigste Stamm in der zentralasiatischen Steppe. Die Chinesen behielten den Namen Ta Ta auch für die Mongolen bei, obwohl diese sich niemals selbst so bezeichneten, sondern sich ausschließlich *Mangqol* nannten, vgl. G. A. Bezzolo, *op. cit.*, S. 42ff. Auch die Chinesen waren bestrebt, über die an der Nordgrenze ihres Reichs neu entstandene politische Macht Erkundungen einzuziehen; so wurden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Gesandte der Südlichen Sung-Dynastie zu den Mongolen geschickt. Ihnen verdanken wir zwei detaillierte Berichte – das *Meng-Ta pei-lu* (*Ausführliche Aufzeichnungen über die Mongolischen Tatan*) aus dem Jahr 1221 und das *Hei-Ta shih-lüeh* (*Kurzer Bericht über die Schwarzen Tatan*) von 1237 – die über die Geschichte der Mongolen, ihre militärische Organisation, Sitten und Riten bis zum Ende der Regierungszeit Ögodeis (1229-41) einschlägig informieren.

<sup>243</sup> Über Simon de Saint Quentin ist fast nichts bekannt, außer daß er in den Jahren 1245-48 an einer Gesandtschaft zu den Mongolen unter Fra Ascelinus teilnahm. Diese befand sich 1247 bei Baidtschu, dem mongolischen Statthalter des Kaukasus, und ist offenbar von dort nicht weiter nach Osten vorgedrungen. Die von Quentin verfaßte *Historia Tartarorum* ist nur in den wenigen Auszügen bekannt, die Vincent de Beauvais in sein *Speculum* aufgenommen hat.

verfaßt hatte, identifizierte die Moal-Mogol aufgrund der lautlichen Affinität mit den Völkern Gog und Magog, deren Hereinbrechen „von den Enden gegen Mitternacht“ Ezechiel vorausgesagt hatte:

Der Name Cham, oder vielmehr Chaam, ist eine Form der Anrede und bedeutet so viel wie König oder erhabener Kaiser oder Magnifizienz. Nur ihren Herrscher bezeichnen die Tartaren so und nennen seinen Eigennamen nicht. Er brüstet sich, Sohn Gottes zu sein, und läßt sich von den Leuten so anreden. Der jetzige Herrscher heißt Cuyne, was Gog bedeutet, und sein Bruder Magog: es besteht kein Zweifel, daß Gott das Hervorbrechen von Gog und Magog durch den Propheten Ezechiel voraussagt und ihren Tod verheißt.<sup>244</sup>

Vincent von Beauvais übernahm Teile dieses Reiseberichts, darunter auch die apokalyptische Ausdeutung des Namens, in sein *Speculum historiale*, das sehr weite Verbreitung fand; noch um 1300 berichtete Ricoldo da Montecroce, daß die Mongolen selbst behaupten würden, von Magog abzustammen: „Diese sagen aber selbst, daß sie von Gog und Magog abstammten (...). Daher nennen sie sich Mogoli, was eine etwas verderbte Form von Magoglil ist“.<sup>245</sup>

Die Identifizierung der Mongolen mit den Völkern der Apokalypse beinhaltete auch den Vorwurf abnormer Eßgewohnheiten sowie des Kannibalismus. Ein ungarischer Bischof, der gefangene Mongolen verhört hatte, gelangte zu der Ansicht, daß sie unreine Tiere, nämlich „Frösche, Schlangen, Hunde und jegliches Getier ohne Unterschied verzehren“. Ihre Heimat solle jenseits des Flusses Egog liegen; als sie hinter den Bergen hervorgekommen seien, hätten sie begonnen, die jüdische Schrift zu lernen, doch glaubten sie an keinen Gott.<sup>246</sup> Heinrich Raspe IV., der Schwager der heiligen Elisabeth und letzte thüringische Landgraf aus dem Geschlecht der Ludowinger, versichert: „Sie verspeisen die

---

<sup>244</sup> „Questo nome Cham, overo Chaam, è appellativo, e vuol dire re over imperator magnifico o magnificato; ma ciò singularmente attribuiscono li Tartari al suo signore, tacendo il proprio nome, ed esso s'avanta d'esser figliuol d'Iddio e così nomarsi dagli uomini. Il medesimo vuol dir Cuyne che Gog e il fratello suo Magog: certamente Iddio predice l'advenimento di Gog e Magog per Ezechiel profeta, e promette esser fatto la morte di quelli“, zit. n. G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. IV, S. 246. Ramusio kompiliert unter dem Titel „Due viaggi in Tartaria“ die Berichte von Plano Carpini und Saint-Quentin.

<sup>245</sup> „Ipse vero dicunt se descendisse de Gog et Magog (...). Unde ipsi dicuntur Mogoli quasi corrupto vocabulo Magoglil“, Ricoldo da Montecroce, zit. n. J. Baltrusaitis, *op. cit.*, S. 245.

<sup>246</sup> zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 297.

Menschen nicht nur, sie verschlingen sie geradezu“, was allerdings – wenn man einer gegen Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen Miniatur (Abb. 46) Glauben schenken will – weniger das kollektive Eßverhalten der Mongolen auszeichnete, als vielmehr eine Frage des persönlichen Geschmacks betraf: denn während der mongolische Krieger links mit seinem gierig aufgerissenen Mund die abgehackten menschlichen Extremitäten zweifelnsfrei roh verschlingt, röstet sich sein Gefährte auf der rechten Seite ein Menschenkind über dem Feuer, indem er es wie ein Spanferkelchen geduldig am Spieß dreht. Noch Colón wird im übrigen, als ihm Indianer von den menschenfressenden „cariba“ erzählen, signifikanterweise „caniba“ verstehen und glauben, es sei von menschenfressenden Untertanen des Großkhans die Rede.<sup>247</sup>

Als im Dezember 1241 die mongolischen Truppen unvermittelt ihren Feldzug abbrechen und sich nach Karakorum zurückzogen, um dort nach dem Tode des *qaghans* Ögödei zur Wahl eines Nachfolgers zusammenzutreffen, geschah dies für das Abendland gänzlich überraschend und mußte wie ein Wunder wirken. Obwohl die Dämonisierung der Mongolen in den Texten fortlebt, klingen bald auch andere, gleichwohl vertraute Töne an: die politische Utopie vom christlichen Priesterkönig im Fernen Osten wird nunmehr auf die konkreten Machthaber übertragen. Besonders deutlich wird diese Wandlung in einem Schreiben, das Marschall Sempad, der Bruder des armenischen Herrschers Haitum, dessen Land mongolischer Vasallenstaat geworden war, im Jahr 1248 an den König von Zypern, Heinrich von Lusignan, richtet. Auf seinem Weg nach Karakorum, der ihn durch die von Mongolen verwüsteten Städte Kleinasien führt, erkennt der Marschall in den „Haufen aufgeschichteter Totengebeine“ zwar nicht das Werk des Priesterkönigs und seiner menschenfressenden, apokalyptischen Einsatztruppen wohl aber die göttliche Providenz, die dem Überhandnehmen der sarazenischen Hunde gerade noch rechtzeitig ein Ende gesetzt habe:

Wisset, Herrschaften, daß ich die Gefahren der Reise aus keinem anderen Grunde als Gott zur Ehre und der Christenheit zu Nutzen auf mich genommen habe und daß mich darum Jesus Christus glücklich bis zur Stadt Samarkand geleitet hat. [...] Und was soll ich sagen von so vielen Städten, die ich verödet gesehen habe und die von den Tartaren verheert worden

---

<sup>247</sup> vgl. T. Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, S. 42f.

sind? Städte, von deren Wohlstand und von deren Ausdehnung kein Mensch sich eine Vorstellung zu machen vermöchte. So sahen wir drei Städte, deren jede drei Tagereisen im Umfang hatte. Auch bot es einen schauerhaften Anblick dar, mehr als hundert, ja tausend große Haufen aufgeschichteter Totengebeine zu sehen von Menschen, die die Tartaren niedergemacht haben. Und uns scheint es gut so. Denn hätte Gott nicht die Tartaren geschickt, die mit den Heiden so aufgeräumt haben, wären diese Heiden stark genug gewesen, das Land diesseits des Meeres zu erobern und zu besiedeln.<sup>248</sup>

Die Mongolen sind dem armenischen Marschall, der sich kaum – wie er behauptet – freiwillig, sondern wohl eher in Funktion einer Geisel auf die Reise nach Karakorum begeben haben dürfte,<sup>249</sup> in Anzahl und Aussehen allerdings doch nicht recht geheuer:

Was aber die Tartaren anlangt, sollt ihr wissen, es sind ihrer unendlich viele, so daß niemand sie zählen kann. Sie sind sehr treffsichere Bogenschützen. Der Anblick ihrer Gestalt und vor allem ihrer Gesichter flößt Schrecken ein.<sup>250</sup>

Dennoch genügt es Sempad nicht, die mongolischen Heere zu Instrumenten des Allmächtigen im Kampf gegen die Sarazenen zu erklären. Er will auch gehört haben, daß bereits Tschinggis Khan eine christenfreundliche Haltung an den Tag gelegt und die Christen vor Übergriffen der Muslime geschützt habe:

Ich tue Euch weiter kund, daß wir viele Christen im ganzen Morgenlande zerstreut angetroffen haben und viele schöne, hohe, alte und gut gebaute Kirchen, welche die Türken zerstört haben. Deshalb suchten die Christen jenes Landes um Audienz beim Großvater [Tschinggis Khan, M. S.] des gegenwärtigen Khans [Güyük Khan M. S.] nach. Der nahm sie mit großen

---

<sup>248</sup> zit. n. H. Leicht (hrsg.), *Tschinggis Khan. Vom Chinesischen Meer an die Pforten Europas*, S. 223.

<sup>249</sup> Die Geiselnahme war eine wirksame Maßnahme, um die Vasallenstaaten in Schach zu halten: Brüder oder Söhne der lokalen Herrscher mußten als Geiseln nach Karakorum verbracht werden, wo sie in die Leibgarde des *qaghans* aufgenommen und möglichst fest in die mongolische Lebensweise eingebunden wurden. Eine mongolisierte „Geisel“ konnte eine massive Bedrohung für den lokalen Machthaber darstellen, denn sobald er sich das geringste Vergehen gegen seine Oberherren zuschulden kommen ließ, wurde er einfach durch die einstige Geisel ersetzt, vgl. T. T. Allsen, *Mongol Imperialism*, S. 73ff.

<sup>250</sup> zit. n. H. Leicht (hrsg.), *op. cit.*, S. 223.

Ehren auf, gewährte ihnen Freiheit und befahl, niemand dürfe etwas tun und sagen, was sie auch nur im Geringsten kränken könnte.<sup>251</sup>

Es ist offenkundig, daß diese gezielten Einzelbeobachtungen des Marschalls – die Mongolen als willkommene Sarazentöter, als schreckeneinflößendes Volk ohne Zahl, als Freunde der Christenheit – dazu tendieren, die im Brief des Priesterkönigs formulierte abendländische Utopie angesichts einer vollkommen gewandelten politischen Situation wieder zu erneuern. So schließt der Bericht des Marschalls auch mit der vorsichtigen Andeutung einer Allianz zwischen dem Fernen Osten und der Christenheit:

Wisset auch, daß der Papst seinen Gesandten zu dem erwähnten Khan schickte und ihn durch denselben hat fragen lassen, ob er Christ sei oder nicht und warum er sein Volk ausgesandt habe, um die Welt zu zertreten, und warum er die Armen umbringen ließe. Der Khan gab ihm zur Antwort, es sei Gott, der seinen Vorfahren und ihm aufgetragen habe, ihre Völker zu senden, um die bösen Völker auszurotten. Und auf die Frage, ob er Christ wäre, antwortete er, Gott wisse das schon, und wenn der Herr Papst es wissen wolle, so solle er kommen und sich durch Augenschein überzeugen.<sup>252</sup>

## 2. Entflechtung von *treditio* und Empirie: der Gesandtschaftsbericht des Plano Carpini

Die Gesandtschaftsreise, auf die sich Sempad bezieht, ist verhältnismäßig gut dokumentiert, und das Antwortschreiben Güyük Khans an Papst Innozenz IV. wird noch heute im Vatikanischen Archiv aufbewahrt.

Im Jahr 1245 hatte Papst Innozenz IV. in einem Unternehmen, das an Ausmaß und Systematik alles übertraf, was das Abendland bislang an Feindbeobachtung zustande gebracht hatte,<sup>253</sup> franziskanische und dominikanische Geistliche ausgeschiedt, um flächendeckend von Südrußland bis zum Nordirak Kunde über das Tartarenvolk und dessen weitere Ab-

---

<sup>251</sup> ebend.

<sup>252</sup> ebend.

<sup>253</sup> So die Einschätzung von J. Fried, *op. cit.*, S. 303-304.

sichten einzuholen. Der päpstlichen Delegation, die auf der Nordroute von Lyon über Deutschland, Prag, Breslau, Liegnitz, Krakau, Vladimir und Kiew in den Machtbereich der Mongolen zog, gehörte der Franziskaner Johannes von Plano Carpini an. Dieser war einer der ersten Schüler des Ordensgründers gewesen und hatte sich – zunächst als Kustos von Sachsen, später als Provinzial von Deutschland – um die Verbreitung der franziskanischen Ordensregel in Deutschland, Polen und Böhmen verdient gemacht, wo er im Jahr 1241 auch den von Gregor IX. proklamierten Kreuzzugsaufruf gegen die Mongolen gepredigt hatte.

Die Mission der Franziskaner verfolgte ein doppeltes Ziel: einerseits sollten die feindlichen Völkerschaften, die so unvermittelt von den Rändern der Welt in deren Zentrum eingefallen waren, erforscht und ausspioniert werden; andererseits mußte man zumindest prüfen, ob diese tartarischen Höllenhunde nicht möglicherweise zu Bündnispartnern im Kampf gegen die Sarazenen und zu Streitern der christlichen Lehre konvertiert werden könnten. Daher ist Plano Carpini mit einem Schreiben des Papstes ausgestattet, in dem dieser „sein Entsetzen“ über das Eindringen der Mongolen „in christliche und andere Länder“ sowie „über die dort verübten Verwüstungen und Metzeleien“ bekundet, die „Unterlassung solcher Untaten insbesondere Christen gegenüber“ fordert und dem mongolischen Herrscher angelegentlich dazu rät, den christlichen Glauben anzunehmen.<sup>254</sup>

Nachdem die Gesandtschaft<sup>255</sup> mongolisches Territorium betreten hatte, wurde sie zunächst von einem mongolischen Khan zu dem nächsten komplimentiert – eine bewährte List, die den ausländischen Gesandten (die von den Mongolen generell als tributwillige Vasallen angesehen wurden) die Ausdehnung des mongolischen Machtbereichs vor Augen führen und ihnen zugleich ermöglichen sollte, auf jeder der zahllosen Etappen ihrer Reise sich auch dem jeweiligen lokalen Machthaber mit wertvollen Gastgeschenken kenntlich zu zeigen. Wenn den Gästen die erforderlichen Mittel dazu ausgingen, nahm man – wie Carpini und zahlreiche andere Reisenden schmerzlich erfahren mußten – umstandslos auch mit ihrer persönlichen Habe vorlieb.<sup>256</sup>

---

<sup>254</sup> zit. n. (hrsg.) K. E. Lupprian, *Die Beziehungen der Päpste zu islamischen und mongolischen Herrschern im 13. Jahrhundert anhand ihres Briefwechsels*, S. 146.

<sup>255</sup> Neben Plano Carpini gehörten seine Ordensbrüder Stefan von Böhmen und Benedikt von Polen zu dieser Gesandtschaft; letzterer stieß erst in Breslau zu der Delegation und fungierte in den slawischsprachigen Gebieten als Dolmetscher, vgl. das Vorwort von F. Schmieder (hrsg.) zu: Plano Carpini, *Kunde von den Mongolen*, S. 15.

<sup>256</sup> Zur mongolischen Investitur von Vasallen, vgl. T. T. Allsen, *op. cit.*, S. 63ff.

Die Enttäuschung und Verärgerung der Mongolen angesichts der abendländischen Delegation, die nur spärliche Gastgaben und das Notwendigste für den eigenen Gebrauch mit sich führte, war nicht gering, weshalb Plano Carpini und seine Gefährten wenig zuvorkommend behandelt wurden. Als sie schließlich entkräftet und halb verhungert das Khanat Kiptschak erreichen, den Herrschaftsbereich des mächtigen Batu Khan, werden zwei der Brüder umgehend wieder zurückgeschickt, während Plano Carpini und sein Ordensbruder Benedikt von Polen, der auch als Dolmetscher fungiert, aufgefordert werden, sich unverzüglich in das Hauptlager der Mongolen in der Nähe von Karakorum zu begeben, wo die abendländischen Gesandten unter Aufsicht ihrer mongolischen Führer und nach „scharfem Ritt“<sup>257</sup> im Juli 1246 eintreffen, genau zu dem Zeitpunkt der Inthronisation von Güyük Khan, dem Sohn und – im Klan der Tschinggisiden nicht unumstrittenen – Nachfolger des Ögödei Khan.<sup>258</sup>

Der Gesandtschaftsbericht, den Plano Carpini sofort bei seiner Rückkehr von den Mongolen vorlegte – denn die Ergebnisse seiner Mission waren von zu großer Bedeutung, als daß ihre Mitteilung Aufschub geduldet hätte –, ist später von ihm überarbeitet und erweitert worden, so daß seine *Ystoria Mongalorum* in einer kürzeren und einer erweiterten Version vorliegt.<sup>259</sup> Bereits der Aufbau der Schrift – sie ist wie eine Quaestio nach Division und Subdivision gegliedert<sup>260</sup> – zeugt von der scholastischen Bildung des Franziskaners, der mit äußerster Systematik präzise Antworten auf die dringendsten Fragen zu geben sucht, die das Abendland seit dem Erscheinen der unheimlichen Tartareneindringlinge bewegen: Woher kommen sie? Wer sind sie? Was wollen sie? Wie kann man ihnen entgegentreten?

---

<sup>257</sup> Plano Carpini, *Ystoria Mongolarum*, IX, 28.

<sup>258</sup> Obwohl Ögödei (gest. 1241) seinen Enkel Shiremün zum nachfolgenden *qaghan* bestimmt hatte, versuchte seine Frau Töregene, ihren ältesten Sohn Güyük an die Macht zu bringen, was vor allem bei Batu, dem Khan der Goldenen Horde, auf Widerstand stieß und die Einberufung eines *quriltai* beträchtlich verzögerte. Nachdem Güyük, der wegen seiner Verschwendungs- und Trunksucht einen eher zweifelhaften Ruf genoß, im Jahr 1246 in Abwesenheit von Batu zum *qaghan* ernannt wurde, zeichnete sich ein bewaffneter Konflikt zwischen dem neuen Großkhan und seinem Gegenspieler Batu ab, der nur durch Güyüks plötzlichen Tod verhindert wurde. Die Streitigkeiten der verschiedenen Clans der Chinggissiden um die Thronfolge trugen erheblich zum Zerfall des mongolischen Großreichs bei, vgl. T. T. Allsen, *op. cit.*, S. 21ff.

<sup>259</sup> M. Milanesi spricht in ihrer Einführung zu Carpinis Bericht von zwei eigenhändigen Fassungen; die erste soll in sechs, die zweite in vier Handschriften überliefert sein (s. Einführung zu *Due viaggi in Tartaria per alcuni frati dell'ordine minore* in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. IV, S. 208); diese Ansicht vertritt auch F. Schmieder in ihrem Vorwort zu Plano Carpinis *Kunde von den Mongolen*, S. 29; F. Reichert hingegen spricht von drei Redaktionen, die Carpini nacheinander erstellt haben soll (*Eine unbekannte Version der Asienreise des Odorichs von Pordeone*, S. 533).

<sup>260</sup> vgl. J. Fried, der ausführlich auf die scholastische Bildung des Franziskaners und deren Auswirkungen auf Carpinis Wahrnehmung der Mongolen eingeht. Fried weist auch darauf hin, daß Carpinis systematische

Gewissenhaft geht Plano Carpini seiner Aufgabe nach. Das erste Kapitel handelt von dem Land der Tartaren, seiner Lage und Beschaffenheit und seinem Klima (*De terra Tartarorum et situ et qualitate ipsius et dispositione acris in eadem*), das zweite von den Menschen, ihrer Kleidung, ihren Behausungen, Besitztümern und Ehebräuchen (*De personis, de vestibus, de habitaculis, de rebus, de ipsorum coniugio*). Die nächsten Kapitel befassen sich mit den Glaubensvorstellungen der Mongolen, ihren Sitten und Gepflogenheiten sowie ihrer Geschichte; darauf folgen Passagen, die ausschließlich Fragen militärischer Natur betreffen: Wie kämpfen die Tartaren? Wie behandeln sie ihre Gefangenen und Vasallen? Kann man ihnen vertrauen und Frieden mit ihnen schließen? Wie soll man ihnen im Krieg begegnen? Wie Städte und Burgen befestigen? In einem abschließenden Kapitel, das erst in der ausführlicheren zweiten Version enthalten ist, geht Plano Carpini auf die näheren Umstände seiner Reise, ihre verschiedenen Stationen und Beschwernisse ein. Trotz dieser nachträglichen narrativen Erweiterung liest sich der Gesandtschaftsbericht Plano Carpinis in weiten Teilen als das, was er auch sein sollte: ein „Handbuch der Mongolenabwehr“.<sup>261</sup> Bereits im Prolog gibt Plano Carpini diese Absicht klar zu erkennen: die Delegation habe sich zu den Mongolen begeben, da man fürchte, daß von ihnen „in allernächster Zeit der Kirche Gottes Gefahr drohen“ werde.<sup>262</sup> Um zu vermeiden, daß das Christenvolk ein solcher Überfall unvorbereitet treffe, wie es der „Sündhaftigkeit der Menschen“ wegen bereits geschehen sei – eine Anspielung auf die christlichen Niederlagen in Schlesien und Ungarn –, wolle die Delegation „die Wahrheit über der Tartaren Vorhaben und Absicht in Erfahrung bringen“.<sup>263</sup>

Der Bericht Carpinis enthält indessen mehr als die Ergebnisse seiner Spionagetätigkeit; er zeigt den Franziskaner auch als durchaus fähigen Kriegsstrategen, der die Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen gedenkt. Die wiederholten Aufforderungen „es den Tartaren gleichzutun“, die Techniken ihrer Kriegsführung, ja, sogar ihre Hinterlist zu imitieren, sowie der scharfsichtige Hinweis, daß man versuchen müsse, das zu großen Teilen aus Zwangsrekrutierten und Kriegsgefangenen bestehende Heer gegen die mongo-

---

Untersuchung sich an Fragekatalogen orientiert, die bei Inquisitionsprozessen verwendet wurden, *op. cit.*, S. 304f.

<sup>261</sup> F. Schmieder, Vorwort zu Plano Carpini, *Kunde der Mongolen*, S. 19.

<sup>262</sup> „(...) timebamus enim ne per eos in proximo Ecclesie Dei periculum immineret“, Plano Carpini, *Ystoria Mongolarum*, Prolog, 2.

<sup>263</sup> „(...) vel saltem scita veraciter voluntate et intentione ipsorum“, ebend., Prolog, 2.

lischen Machthaber aufzuwiegen,<sup>264</sup> lassen deutlich erkennen, daß Plano Carpini die Mongolen keineswegs als Unterweltsdämonen oder apokalyptische Heerscharen anzusehen bereit ist, wiewohl ihm angesichts ihrer „Hinterhältigkeit“ manchmal *nolens volens* die Bezeichnung „demones“<sup>265</sup> aus der Feder fließt.

Selbstverständlich sind auch dem Franziskaner die Vorstellungen geläufig, die das Auftauchen der Mongolen als Vorzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Welteneendes deuten, und er ist nicht zuletzt ausgezogen, um diese zu entkräften. Dabei wird es Carpini zunächst darum gehen, den unheilschwangeren Namen des Reitervolkes seiner chthonischen Anklänge zu entkleiden. Die Tartaren - so erklärt er - hießen gar nicht Tartaren, sondern Tataren, nach einem Fluß namens Tatar, der in ihrer Heimatgegend fließe.<sup>266</sup> Auch sei ihr Heer nicht in der Überzahl, denn der Anschein trüge, und in Wahrheit seien sie „nur wenige und körperlich schwächer als die christlichen Völker“;<sup>267</sup> ihr Land sei ebenso wertlos wie ihre Sitten barbarisch: sie äßen alles mögliche - Hunde, Wölfe, Füchse, Pferde -, Menschenfleisch jedoch nur in extremen Notlagen, also nicht aus kannibalischer Neigung.<sup>268</sup> Es kennzeichnet die propagandistische Zielsetzung, daß Plano Carpini diese Informationen, die auf eine Entdämonisierung jenes realiter bedrohlichen, aber keinesweges apokalyptischen Fremdvolkes hinwirken sollen, nicht allein durch die Niederschrift seiner *Ystoria Mongolarum* verbreitete, sondern nach seiner Rückkehr aus dem Fernen Osten in Frankreich eine Anzahl öffentlicher Lesungen über die Mongolen gehalten haben soll, die zweifelsohne dieselbe Absicht verfolgten. Inwieweit dieser Aufklärungsarbeit unmittelbarer Erfolg beschieden war, läßt sich kaum beurteilen. Die Bezeichnung „Tataren“ setzte sich jedenfalls nicht durch, und sämtliche Kopisten des Berichtes von Plano Carpini hielten wider besseren Wissens an dem chthonischen Anklang der älteren Schreibweise „Tartaren“ fest.<sup>269</sup>

Es liegt auf der Hand, daß Plano Carpini in diesem Zusammenhang noch ein anderes Problem thematisieren mußte, nämlich die Frage, inwiefern zwischen Mongolen und Magog-Völkern eine Beziehung bestehe und ob mit dem Hervorpreschen des Reitervolks

---

<sup>264</sup> ebend., VIII, 14.

<sup>265</sup> ebend., VIII, 11.

<sup>266</sup> „(...) ipsi autem se ipsos Tartaros appellabant, a quodam fluvio, qui currit per terram illorum qui Tartur nominatur“, ebend., V, 2.

<sup>267</sup> „(...) tum quia pauciores sunt numero, et corpore debiliores quam populi christiani“, ebend., VIII, 3.

<sup>268</sup> „Cibi eorum sunt omnia que mandi possunt. Comedunt enim canes, lupos, vulpes et equos, et in necessitate carnes humanas manducant“, ebend., IV, 7.

aus den entlegenen Weltwinkeln tatsächlich die „zeit des letzten zorns“ angebrochen sei. Die Geschichte, die Plano Carpini als Antwort auf diese Fragen erzählen wird, bezieht ihre Glaubwürdigkeit gerade aus dem Umstand, daß die biblisch verbürgte Existenz der apokalyptischen Völker nicht in Zweifel gezogen wird; im Gegenteil: ihre fortdauernde Präsenz in den Schluchten des Kaukasus wird von den Mongolen selbst bezeugt:

Tschinggis Khan zog zu jener Zeit, als er die anderen Heere aufgeteilt hatte, auf einen Feldzug gen Osten zum Land der Kergis, die er nicht im Krieg besiegte, und er gelangte, wie man uns dort erzählte, bis zu den Kaspischen Bergen. Diese bestehen auf der Seite, wo sie sich ihnen näherten, aus Diamantgestein und zogen deshalb ihre Pfeile und eisernen Waffen an. Die Menschen, die in die Kaspischen Berge eingeschlossen waren, begannen – vermutlich, als sie den Lärm des Heeres hörten – die Berge zu durchbrechen.<sup>270</sup>

Indem Plano Carpini die Mongolen auf die eingeschlossenen Völker treffen läßt, gelingt es ihm, die unumstößliche Wahrheit der Heiligen Schrift einmal mehr unter Beweis zu stellen. Durch eine äußerst geschickte Wendung wird der Franziskaner sodann aber erklären, warum trotz des Ausbruchs der Endzeitvölker die „zeit des letzten zorns“ noch nicht begonnen habe, und dadurch der mongolischen Expansion ihre apokalyptische Dimension nehmen:

Als die Tartaren zehn Jahre später zurückkehrten, fanden sie den Berg aufgebrochen. Doch als sie sich bemühten, zu jenen Menschen vorzudringen, gelang es ihnen nicht, weil eine Wolke vor ihnen lag, die sie in keiner Weise durchdringen konnten, denn sie nahm, wenn man sich ihr näherte, sofort alle Sicht. Jene anderen aber glaubten ihrerseits, daß die Tartaren sich fürchteten, zu ihnen zu kommen, und sie riefen ihnen Beleidigungen

---

<sup>269</sup> vgl. J. Fried, *op. cit.*, S. 318; F. Schmieder, Vorwort, Plano Carpini, *Kunde von den Mongolen*, S. 32f.

<sup>270</sup> „Chingischan etiam eodem tempore quo divisit alios exercitus ivit cum expeditione contra orientem per terram Kergis quos bello non vicit, et ut nobis dicebatur ibidem, usque ad Caspios montes pervenit. Montes autem illi in ea parte ad quam aplicuerunt sunt de lapide adamantino, unde eorum sagittas et arma ferrea attraxerunt. Homines inter Caspios montes conclusi clamorem exercitus, ut creditur, audientes, montem frangere inceperunt“, Plano Carpini, *op. cit.*, V, 15; zit. in der Übers. von F. Schmieder.

zu, doch sobald sie selbst zu der Wolke gelangten, kamen auch sie aus dem genannten Grund nicht weiter.<sup>271</sup>

Mit einiger Kunstfertigkeit wird hier aus bekannten abendländischen Topoi – die eingeschlossenen Völker, der berühmt-berüchtigte Magnetberg,<sup>272</sup> die Gotteswolke des Exodus – eine mongolische Geschichte konstruiert, die eine für die Christenheit durchaus ermutigende Botschaft enthält: die Mongolen sind nicht mit Gog und Magog identisch, und wenn auch deren Ausbruch zeitlich mit dem Aufstieg Tschinggis Khans koinzidiert oder sogar unmittelbar durch das militärische Auftreten der Mongolen hervorgerufen wurde, so ist gleichwohl die Endzeit noch nicht angebrochen, denn die undurchdringliche Wolke hält die apokalyptischen Scharen so sicher wie einst in ihrem Bergverließ gefangen. Voneinander getrennt und nur durch gegenseitige Schimpfreden miteinander verbunden, werden sich die Mongolen nicht mit den eingeschlossenen Völkern zum Schaden der Christenheit vereinigen können.

In einer weiteren Textfassung, die der polnische Franziskaner de Bridia offenbar sogleich nach der Rückkehr Plano Carpinis von der *Ystoria Mongalorum* anfertigte, indem er diese

---

<sup>271</sup> „Et cum alio tempore post decem annos reverterentur, montem invenerunt confractum. Sed cum ad illos Tartari accedere attemptassent, potuerunt minimie, quia nubes quedam posita erat ante ipsos, ultra quam ire non poterant ullo modo, quia visum amittebant omnino statim cum perveniebant ad illam. Illi autem ex adverso credentes quod Tartari ad illos accedere formidarent, insultum contra eos fecerunt, sed statim cum pervenerunt ad nubem procedere non potuerunt, propter causam superius pretaxatam. Sed antequam pervenirent ad montes predictos, plus quam mensem per vastam sollitudinem transiverunt“, ebend.

<sup>272</sup> Der Magnetberg ist in der mittelhochdeutschen Literatur, wo er allerdings als eine vom Meer umgebene Insel verstanden wird, häufiger Gegenstand des Entsetzens. In *Kudrun* gerät das Schiff, das sich aufgemacht hat, die entführte Herrin zu befreien, in seine Nähe, so daß die Anker angezogen und die Schiffsmasten verbogen werden. Der sonst eher bärbeißige Wate erzählt der Mannschaft, daß sich in dem Berg Flüsse aus Silber und Steine aus Gold befänden und sogar Menschen dort lebten. Trotzdem sind alle froh, als sie nach vier Tagen durch einen Sturm – und Gottes Willen – dem schrecklichen Berg entrinnen, s. *Kudrun*, S. 198. Auch *Herzog Ernst* gerät mit seinen Mannen in den Sog des Berges, der jedes Schiff im Umkreis von dreißig Meilen anzieht, an seinen Felsen zerschellen läßt oder aber auf Ewigkeiten festbannt. Die Reichtümer befinden sich in *Herzog Ernst* nicht im Berg, sondern in den zahllosen Schiffen, die ihn umgeben. Nachdem bereits viele von der Mannschaft verhungert sind, gelingt dem Herzog und einigen seiner Getreuen eine abenteuerliche Flucht: sie nähern sich in Häute ein und werden von Greifen, die bereits seit geraumer Zeit ihre Jungen mit den Leichen der Schiffsmannschaft gespeist hatten, ergriffen und weggeflogen, vgl. *Herzog Ernst*, V. 3925ff. Auf ähnliche Weise entkommt bekanntlich Sindbad der Seefahrer jenem gefährlichen, unzugänglichen Tal, das von Diamanten übersät ist und in dem schreckliche Schlangenungeheuer leben. Sindbad kommt eine Methode zustatten, die die Handelsleute entwickelt haben, um an die kostbaren Steine zu gelangen. Sie werfen nämlich rohe Fleischbrocken in das Tal, und an diesen bleiben die Diamanten kleben. Die Adler, die herabstoßen, um das Fleisch zu holen, transportieren mit der Beute auch die Diamanten in ihre Horste, wo die Menschen sich der Edelsteine dann leichter bemächtigen können. Sindbad knotet sich mit seinem Turban an ein Fleischstück und wird auf diesem Weg von einem großen Raubvogel aus dem furchtbaren Tal geflogen. Auch im *Divisament dou monde* ist diese abenteuerliche Methode aus tausendund-einer Nacht zur Diamantengewinnung geschildert, Marco Polo, *Divisament dou monde*, S. 562-563.

nicht nur kopierte, sondern auch in einigen Punkten bearbeitete,<sup>273</sup> wird die Geschichte von den eingeschlossenen Völkern um einen aufschlußreichen Zusatz ergänzt, der die apokalyptische *dynamis* von den bedrohlichen Heerscharen der Mongolen auf ein anderes, keineswegs unbekanntes und dennoch als radikal fremdartig empfundenes Volk verschiebt:

Und siehe: Eine Wolke stand in der Mitte und trennte sie wie einst die Ägypter von den Kindern Israels. Deshalb ist es zur Genüge glaubhaft, daß sie [die Völker des Kaukasus, M. S.] Juden sind, die Gott mit Völkersymbolen stärkte und mahnte.<sup>274</sup>

Die Wolkenwand, die sich zwischen den Mongolen und den eingeschlossenen Völkern befindet, wird von de Bridia explizit mit jener dunklen Gotteswolke assoziiert, die die Kinder Israels bei ihrem Auszug aus Ägypten vor ihren Verfolgern schützte.<sup>275</sup> Da die Wolke im Kaukasus der Wolke des Exodus korrespondiert, entsprechen die Mongolen den Ägyptern und die apokalyptischen Völkerschaften – *quod erat demonstrandum* – den Juden! Obgleich man de Bridia diese folgenschwere Beweisführung wohl als ein zweifelhaftes persönliches Verdienst anrechnen darf, war die Identifizierung der im Kaukasus inhaftierten Endzeitvölker mit jüdischen Stämmen keinesfalls seine Erfindung. Denn die Erzählung von den durch Alexander eingeschlossenen Endzeitvölkern war im Lauf der Zeit um eine folgenreiche Variante erweitert worden, die sich aus unterschiedlichen apokryphen und alttestamentlichen Quellen speiste.<sup>276</sup> Ihre bedeutendste Ausgestaltung hatte diese Version in der im 12. Jahrhundert entstandenen und weitverbreiteten *Historia Scholastica* des Petrus Comestor gefunden. Die *Historia Scholastica* – eine Darstellung der biblischen Geschichte, die neben der Heiligen Schrift auch andere Quellen heranzog – berichtet, daß zehn Stämme der Juden, indem sie goldenen Kälbern opferten, von Gott abgefallen und von dem assyrischen Herrscher Salmanassar in den Kaukasus verbannt worden seien.<sup>277</sup> Durch einen Boten sollen diese Stämme Alexander gebeten haben, sie aus

---

<sup>273</sup> vgl. J. Fried, *op. cit.*, S. 313; auf Textüberlieferung und Änderungen, die C. de Bridia vorgenommen hat, geht auch F. Schmieder in ihrem Vorwort ein, *op. cit.*, S. 29-31.

<sup>274</sup> zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 323.

<sup>275</sup> Ex 19-20.

<sup>276</sup> Die Überlieferung geht auf Passagen der Esra-Apokalypse, 2 Kg 17, 6-7 und 18, 9-12 zurück.

<sup>277</sup> Comestor erzählt in Lib. 4 Reg. c. 26, S. 1407, indem er 2. Kön. 17,1ff und Josephus Ant. IX 14, 1:X 9,7 kompiliert, daß Salmanassar (727-722) die Israeliten nach Assyrien an den Fluß Gazan, jenseits der Berge der Meder und Perser geführt habe, s. F. Pfister, *Alexander in den Offenbarungen*, S. 340.

ihrem Exil zu befreien, doch als der Kulturheros ihre Schandtät vernommen hatte, ließ er sie mit Hilfe Gottes nur noch fester einschließen. Am Ende der Zeiten würden diese Judenstämme hervorbrechen und Verderben über die Menschheit bringen.<sup>278</sup>

Plano Carpini selbst machte keinerlei Anstalten, die rätselhaften Völker im Kaukasus zu identifizieren: für ihn sind die Magog-Völker weder mit den Mongolen noch mit den jüdischen Stämmen identisch, und sie gehören auch nicht zum Gefolge des Priesterkönigs Johannes. Sie bleiben hinter ihrer Wolkenwand unsichtbar und ohne konkrete Gestalt. Ebenso wenig gewinnt der Priesterkönig Johannes konkrete Züge, denn ähnlich wie bei den eingeschlossenen Völkern stellt Plano Carpini auch in diesem Fall unterschiedliche Überlieferungen so geschickt zusammen, daß die abendländische *traditio* gerade durch die Mongolen bestätigt wird. Der Priesterkönig lebt und hat den Mongolen sogar eine entscheidende Niederlage beigebracht, indem er eine charakteristische mongolische Kriegsliste - die sogenannte Taktik der „Puppen und Feuerbrände“ (Puppen in Menschengröße werden auf Pferde und an Lagerfeuern postiert,<sup>279</sup> um die Anwesenheit zahlreicher Krieger vorzutäuschen) - gegen die Mongolen selbst zum Einsatz brachte und sogar noch perfektionierte. Denn der Priesterkönig ließ kupferne Puppen herstellen und mit brennbaren Materialien füllen; diese wurden dann auf Pferde festgebunden, in Brand gesteckt und als brennende Attrappen gegen das tatarische Heer gehetzt, das vor Rauch und Hitze in Angst und Schrecken geriet und eilends aus seinem Reich floh.<sup>280</sup> Nie habe man davon gehört, so schließt Carpini seine kleine Erzählung, „daß sie danach jemals wieder dorthin zurückgekehrt seien“.<sup>281</sup> Das Reich des christlichen Potentaten bleibt unangefochten. Komplementär zu den Völkern im Kaukasus, die gewissermaßen in Warteposition der Endzeit harren, kann der „priester in ewigkeit“ an einem u-topischen Ort weiter existieren, ohne allerdings für das aktuelle zeitpolitische Geschehen - als Hoffnungsträger oder Bedrohung - von Gewicht zu sein.

---

<sup>278</sup> vgl. R. K. Emmerson, *Antichrist in the Middle Ages*, S. 86ff; J. Fried, *op. cit.*, S. 328ff.

<sup>279</sup> vgl. M. Weiers, *Die Mongolen und ihr Weltreich*, S. 76.

<sup>280</sup> Offenbar geht diese Kriegstechnik des Priesterkönigs auf den *Alexanderroman* zurück: der Makedonenkönig hatte bei einer Schlacht gegen Darius ehernen Standbilder anfertigen, mit glühenden Kohlen füllen und auf Wagen stellen lassen, so daß die Kriegselefanten der Feinde dachten, es seien Menschen, diese packen wollten und sich den Rüssel dabei so gründlich verbrannten, daß sie sich die klugen Tiere anschließend weigerten, noch einmal gegen Menschen in die Schlacht zu ziehen, vgl. *Das Buch von Alexander*, *op. cit.*, S. 120f.

<sup>281</sup> „ (...) nec unquam audivimus quod ultra ad ipsos redierint“, Plano Carpini, *op. cit.*, V, 12.

Sowohl die Geschichte von den eingeschlossenen Völkern als auch die des Priesterkönigs werden im fünften Kapitel berichtet, das den Titel trägt „Über den Beginn der Herrschaft der Tartaren und ihrer Fürsten, und die Herrschaft des Kaisers und seiner Fürsten“ (*De principio imperii Tartarorum et principum eorum et dominio Imperatoris et principum eius*). Nur in diesem Kapitel, das die Anfänge der mongolischen Geschichte und somit eine bereits vergangene Ära thematisiert, finden die Wundervölker Erwähnung, denen zwar nicht Plano Carpini persönlich, dafür aber, wie er von verlässlichen Gewährsleuten – und dies sind für den Franziskaner ausschließlich Christen<sup>282</sup> – erfahren haben will, Tschinggis Khan und sein Heer auf ihren Eroberungszügen gen Osten begegnet sind. Es läßt sich bei diesen Berichten nicht eindeutig feststellen, inwieweit sie auf mongolischen Überlieferungen beruhen, ob Legenden einfließen, die sich in den eroberten Gebieten schon bald um das furchtbare Reitervolk gerankt hatten, ob abendländische Vorstellungen sie inspiriert oder aber sprachliche Mißverständnisse zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Deutlich wird jedoch die Bemühung, einerseits die Existenz der Monstervölker zu bestätigen und ihnen mit diesen Geschichten neue Glaubwürdigkeit zu verleihen, andererseits die Mongolen von diesen abnorm gebildeten Wesen abzuheben, sie – wie in der Erzählung von der Begegnung mit den „Hunden“, die Plano Carpini aus glaubwürdigen Quellen vernommen haben will – von den *mirabilia* des Fernen Ostens zu unterscheiden:

Auf ihrem Rückweg, der durch Wüsten führte, kamen sie [Tschinggis Khan und sein Heer, M. S.] in ein Land, wo sie – wie uns am Hof des Kaisers von russischen Geistlichen und anderen, die schon lange unter ihnen lebten, nachdrücklich versichert wurde – gewisse Ungeheuer mit Frauengesichtern antrafen. Als man jene Frauen durch Vermittlung vieler Dolmetscher fragte, wo denn die Männer dieses Landes seien, erwiderten sie, in diesem Lande hätten alle, die als Frauen geboren würden, Menschengestalt, die Männer dagegen das Aussehen von Hunden.

Daß die Mongolen bei ihren Begegnungen mit dergleichen Erdrandsiedlern noch weitaus erfolgloser als Alexander und seine Mannen und oftmals geradezu unrühmlich abschneiden, dürfte als deutlicher Gegenbeweis ihrer vermeintlichen Unbesiegbarkeit verstanden

---

<sup>282</sup> Plano Carpini betont, daß seine Informationen über die Tataren ausschließlich auf Aussagen kriegsgefangener Christen oder eigenem Augenschein beruhen, s. Plano Carpini, *op. cit.*, Prolog, 3.

worden sein und somit auch als Ermutigung für eine erfolgreiche „Mongolenabwehr“, wengleich die Kriegstechniken eines abendländischen Kreuzzugheeres sich erheblich von denen der „Hunde“ unterschieden und möglicherweise nicht ganz so effizient gewesen sein dürften:

Als die Tartaren nun noch länger in diesem Lande verweilten, versammelten sich die Hunde am anderen Ufer des Flusses, und sprangen, während doch tiefster Winter herrschte, alle in das Wasser und wälzten sich dann sogleich im Staub, so daß der mit Wasser vermischte Staub auf ihrem Leibe fest gefror; das wiederholten sie so oft, bis sich eine feste Eiskruste auf ihrem Leibe gebildet hatte, und stürzten so mit großem Ungestüm auf die Tartaren zum Kampfe los; die Pfeile, welche diese auf sie schossen, prallten von ihnen wie von hartem Stein ab, und auch mit ihren anderen Waffen konnten sie ihnen gar nichts anhaben; die Hunde dagegen verletzten und töteten bei ihrem Angriff viele von ihnen und trieben sie aus ihrem Land. Und von daher gibt es das Sprichwort unter ihnen: 'Dein Vater oder dein Bruder wurde von den Hunden getötet'. Die Frauen des Volkes aber, die die Tartaren ergriffen hatten, führten sie mit sich fort in ihr eigenes Land, und sie lebten dort bis zum Tag ihres Todes.<sup>283</sup>

Die kleine ätiologische Geschichte<sup>284</sup> von Niederlage und Schmach der Mongolen ist so überzeugend, daß Plano Carpini nach keiner anderen Erklärung für die mongolische Redensart „Dein Vater oder dein Bruder wurde von den Hunden getötet“ suchen wird,

---

<sup>283</sup> „Cum autem per deserta redirent, in quamdam terram venerunt in qua – ut nobis in curia Imperatoris per clericos ruthenos et alios qui diu fuerunt inter ipsos firmiter dicebatur – quedam monstra ymaginem femineam habentia repperunt. Et cum interrogassent eas per multos interpretes, ubi essent viri illius terre, responderunt quod in illa terra quecumque femine nascebantur, habebant formam humanam, masculi autem speciem habebant caninam. Et dum moram protrahent in terra predicta, canes in alia fluvii parte convenerunt in unum, et dum esset yems asperima, se omnes proiecerunt in aquam, et post hoc incontinenti in pulverem vollebantur, et ita pulvis admixtus aque super eos congelebat. Et dum sepe ita fecissent glacies densa facta est super eos, et cum magno impetu cum Tartaris convenerunt ad pugnam. At illi cum sagittis iactabant super eos, ac si super lapides sagittassent retro sagitte redibant; alia etiam arma eorum in nullo ledere poterant ipsos. Canes vero insultum facientes in eos morsibus vulneraverunt multo et occiderunt, et ita eiecerunt eos de finibus suis. Et de hoc adhuc est proverbium inter eos: pater tuus vel frater a canibus fuit occisus. Mulieres autem eorum quas ceperant duxerunt in terram eorum, et usque ad diem mortis earum ibidem fuerunt“, ebend., V, 13, zit. in der Übers. von F. Schmieder.

<sup>284</sup> M. Milanesi ist der Ansicht (ohne weitere Quellenangabe), daß die Legende unter den Mongolen verbreitet gewesen sei, *Due viaggi in Tartaria*, in: G. B. Ramusio, *op. cit.*, Bd. IV, S. 219, Anm. 2.

obwohl es nicht schwer gewesen und dem aufmerksamen Gesandten auch kaum entgangen sein dürfte, daß die Mongolen – wie Saint Quentin zur selben Zeit zu berichten weiß – ihre Feinde als „Vieh“ bezeichneten und den Papst sowie abendländische Christen im allgemeinen als „Hunde“ zu titulieren pflegten.<sup>285</sup> Der erfindungsreiche de Bridia schmückt im übrigen auch diese Geschichte aus: bei ihm begegnet Bruder Benedikt, der Gefährte Plano Carpinis, höchstpersönlich einem „Tartaren“, dessen Vater noch von den Hunden zerrissen worden ist, und zudem sieht er im Lager der Mongolen eine Frau der „Hunde“, die den Tartaren monströse Knaben gebärt.<sup>286</sup>

Auch die Begegnung mit einem äußerst merkwürdigen Wüstenvolk, das unter der Erde lebt und das sich Tschinggis Khan tributpflichtig machen will, endet für die Mongolen mit einem Debakel: die chthonischen Heerscharen sammeln sich unterirdisch auf verborgenen Wegen zur Schlacht und besiegen bei einem Überraschungsangriff das mongolische Heer, dessen Kampfkraft dadurch geschwächt wird, daß die Sonne in diesem Land bei ihrem Aufgang einen fürchterlichen Lärm macht. Während sich die Mongolen auf den Boden werfen und die Ohren verstopfen müssen, sind die Wüsteneinwohner offenkundig an das Getöse gewöhnt und können leichte Beute unter ihren Gegnern machen. Die Tartaren wenden sich schleunigst zur Flucht, nehmen aber zwei Gefangene mit sich, die ihnen erklären werden, weshalb ihr Volk unter der Erde leben muß: in einer bestimmten Jahreszeit würde die Sonne nämlich mit einem solchen Dröhnen aufgehen, daß kein Mensch es ertragen könne und sie daher unter die Erde geflüchtet seien, wo sie „auf Orgeln und Trommeln und anderen Instrumenten [spielen], damit sie den Lärm nicht hören müssen“.<sup>287</sup>

Noch von anderen, allerdings weniger musikalischen Wundervölkern wird in diesem fünften Kapitel die Rede sein, das sich in seiner Diktion deutlich von den anderen abhebt und die Begegnungen von Tschinggis Khan und seinem Heer an den Rändern der Welt schildert: von den Parossiten, die kleine Mägen und kleine Münder haben und sich von

---

<sup>285</sup> vgl. J. Fried, *op. cit.*, S. 316; Fried bezieht sich auf Vincent de Beauvais' *Speculum* (XXIX, 74, Sp. 1211) und Saint Quentins Bemerkung (XXX, 74, S. 34): „omnes homines, qui in mundo sunt, veluti pecudes reputant ... papam et omnes Christianos canes appellant“.

<sup>286</sup> „Auch erzählte ein Tartar dem Bruder Benedikt, sein Vater sei damals von diesen Hunden zerrissen worden, zudem glaubte Bruder Benedikt für gewiß, unter den Tartaren eine der Hundsfrauen gesehen zu haben, die von Tartaren geschwängert monströse Knaben gebar“, zit. n. J. Fried, *op. cit.*, S. 322.

<sup>287</sup> „Immo etiam tunc percutiebant in organis et timpanis et aliis instrumentis, ut illum sonitum non audirent“, Plano Carpini, *op. cit.*, V, 16.

Bratenduft nähren,<sup>288</sup> oder auch von dem Monstervolk der Rindshufigen, die Hundegesichter haben und bei jedem dritten Wort bellen.<sup>289</sup> Vor allem in den Wüsten sind – wie schon Plinius wußte – merkwürdige Gestalten beheimatet: wilde Menschen ohne Kniegelenke, die keine Sprache kennen,<sup>290</sup> oder Zyklopeden, die nur einen Arm und ein Bein besitzen, mit Hilfe dieser beiden Gliedmaßen aber so behende radschlagen, daß sie sich schneller fortzubewegen vermögen als Pferde.<sup>291</sup> Auch hier ist der Unterschied zwischen beiden Textfassungen wieder aufschlußreich: während Plano Carpini einräumt, die Geschichte nur vom Hörensagen zu kennen, versucht de Brida ihr ungleich größere Authentizität zu verleihen, indem er die franziskanische Gesandtschaft höchstpersönlich in das Reich der Zyklopeden versetzt und sie anschließend sogar zu Augenzeugen eines am Hof des Großkhans veranstalteten Wettlaufs zwischen einem Zyklopeden und einem Pferd erklärt.<sup>292</sup>

Sehr viel verwunderlicher als alle diese Erzählungen dürfte jedoch in christlichen Ohren ein Schreiben des Großkhans an den Papst geklungen haben, das in Karakorum durch eine Übersetzerkette angefertigt worden war, welche die mongolische Nachricht akribisch Wort-für-Wort zunächst in eine der im Lager verbreiteten Turksprachen, dann ins Russische und schließlich ins Lateinische übersetzt hatte,<sup>293</sup> und das Plano Carpini dem Oberhaupt aller Christen als Antwort auf jene Ermahnungen überbrachte, die den Ausgangspunkt der Gesandtschaftsreise gebildet hatten:

In der Kraft Gottes, der Herrscher aller Menschen, dem großen Papst diese deutlichen und wahren Weisungen.

Ihr, Du Papst und alle Christen, habt Ratschluß gehalten, um Frieden mit uns zu haben, Deinen Boten hast Du uns geschickt, wir haben ihn vernommen und Deine Schriftstücke erhalten.

Da Ihr Frieden mit uns begehrt, verabsäumt keinesfalls, Du Papst und alle Könige und jeder Machthaber, zu mir zu kommen, um diesen Frieden

---

<sup>288</sup> ebend., V, 30.

<sup>289</sup> ebend., V, 31.

<sup>290</sup> ebend., V, 6.

<sup>291</sup> ebend., V, 33.

<sup>292</sup> vgl. zu dieser Episode J. Fried, *op. cit.*, S. 322.

<sup>293</sup> vgl. F. Schmieder, Plano Carpini, *op. cit.*, Anm. 113 und 205.

auszuhandeln. Dann werdet ihr unsere Antwort erhalten und unseren Willen vernehmen.

Deine Botschaft enthielt noch dies: daß wir uns taufen lassen und Christen werden sollten. Darauf antworten wir kurz: daß wir dies, was wir machen sollen, nicht verstanden haben.

Etwas anderes, das in Deiner Botschaft enthalten war, nämlich: daß Du Dich wunderst über Tötungen so vieler Menschen, vor allem der Christen, insbesondere der Polen, Morawier und Ungarn, wir antworten Dir so: daß wir das nicht verstanden haben. (...)

Wenn Gott etwas nicht ausrichtet, wie könnte es dann der Herr der Menschen ausrichten?

Aber Ihr Menschen des Abendlandes haltet nur etwas auf Euch und verachtet die anderen. Aber wie könnt Ihr wissen, wen Gott seiner Gnade würdig befand? (...)

Wir beten Gott an und kraft seiner haben wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang das gesamte Land zerstört. Wenn dies nicht kraft Gottes wäre, was könnten die Menschen ausrichten?

Wenn Ihr an den wahren Gott und unsere Botschaft nicht glauben und unseren Rat, uns aufzusuchen, nicht beherzigen solltet, erkennen wir als gewiß, daß Ihr Krieg mit uns wollt. Wir wissen nicht, was dann die Zukunft bringt. Das weiß nur Gott.<sup>294</sup>

---

<sup>294</sup> „Dei fortitudo, omnium hominum imperator, magno pape litteras certissimas atque veras. Habito consilio pro pace habenda nobiscum, tu papa et omnes Christiani nuntium tuum nobis transmisisti, sicut ab ipso audivimus et in tuis litteris habebatur. Igitur si pacem nobiscum habere desideratis, tu papa et omnes reges et potentes pro pace diffinienda ad me venire nullo modo postponatis, et tunc nostram audietis responsionem pariter atque voluntatem. Tuarum continebat series litterarum, quod debemus baptizari et effici Christiani. Ad hoc breviter respondemus, quod hoc non intelligimus, qualiter hoc facere debeamus. Ad aliud, quod etiam in tuis litteris habebatur, scilicet, quod miraris de tanta occisione hominum et maxime Christianorum et potissime Pollonorum, Moravorum et Ungarorum, tibi taliter respondemus, quod etiam hoc non intelligimus. (...) Alioquin, quod si deus non fecisset homo homini quid facere potuisset? Sed vos homines occidentis solos vos Christianos esse creditis et alios despictis. Sed quomodo scire potestis, cui deus suam gratiam conferre dignetur? Nos autem deum adorando in fortitudine dei ab oriente usque in occidentem delevimus omnem terram, et si hec dei fortitudo non esset, homines quid facere potuissent? (...) Si vero dei et nostris litteris non credideritis et consilium non audieritis, ut ad nos veniatis, tunc pro certo sciemus, quod guerram habere vultis nobiscum. Post hac quid futurum sit nos nescimus, solus deus novit“, zit. nach der vollständigsten und vermutlich ältesten Fassung (A) der lateinischen Handschriften, s. K. Lupprian, *op.*

Plano Carpini hatte gegen Ende der zweiten und ausführlicheren Fassung seines Berichtes erneut Hoffnungen auf die Bekehrung der Mongolen geweckt, indem er berichtete, daß die nestorianischen Christen im Lager von Güyük Khan davon überzeugt seien, der mongolische Herrscher würde sich in absehbarer Zeit zum christlichen Glauben bekehren, da er dieser Religion und ihren Anhängern den Vorzug vor allen anderen gebe.<sup>295</sup> Obgleich das Antwortschreiben des Güyük Khan nicht auf profunde Kenntnisse der christlichen Lehre schließen ließ, wurden daher bereits kurze Zeit später – zumal das Gerücht kursierte, der mongolische Oberherr habe sich tatsächlich zum Christentum bekehrt – nochmals Gesandte zu den Mongolen geschickt: 1246 eine päpstliche Delegation unter Führung des Dominikaners Andreas von Longjumeau, 1249 eine Gesandtschaft im Auftrag König Ludwigs IX. Diese zweite Mission, an der auch der päpstliche Legat Odo von Chateauroux teilnahm, war erneut dem Dominikaner Longjumeau anvertraut worden. Über den Verlauf beider Gesandtschaftsreisen ist nur wenig bekannt, und erst in der gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßten *Histoire de Saint Louis* von Jean de Joinville finden diese Bemühungen überhaupt Erwähnung. „Wißt“, so berichtet Joinville, „daß der heilige König heftig bereute, dorthin geschickt zu haben“. Diese Einschätzung wird später der Dominikaner Bernard Gui, der gefürchtete Inquisitor Papst Clemens' V.,<sup>296</sup> bestätigen, wenn er die erneuten Versuche der Kontaktaufnahme mit den Mongolen als gänzlichen Mißerfolg wertet: der Großkhan sei bereits verstorben gewesen, und seine Gattin, Oghul Ghai-

---

*cit.*, S. 185-186. Eine Übersetzung des persischen Originals ins Französische hat P. Pelliot besorgt (abgedruckt in K. Lupprian, *op. cit.*, S. 187); ein Vergleich dieser beiden Fassungen zeigt, daß die Übersetzerkette erstaunlich gute Arbeit geleistet zu haben scheint.

<sup>295</sup> s. Plano Carpini, *op. cit.*, IX, 43.

<sup>296</sup> Bernard Gui ist auch im Zusammenhang mit der vorgeblichen Brunnenvergiftung zu erwähnen, die Leprakranke im Jahr 1321 begangen haben sollen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen, und die zu einem Massaker an den Aussätzigen und deren erster massiver Internierung führte. Ohne sich explizit auf den Bericht von Gui zu stützen, wird ein anonymes Chronist (dessen Chronik im Jahr 1328 endet) dieser verabscheuungswürdigen Intrige der Aussätzigen ein weiteres aufschlußreiches Detail zufügen, indem er behauptet „die Juden seien bei diesem Verbrechen die Spießgesellen der Aussätzigen gewesen“. Unter anderem ist diese Beschuldigung auch von Jean d'Outremeuse, dessen Beziehung zu Sir John Mandeville noch thematisiert werden wird, aufgenommen und weiter konkretisiert worden. In seinem *Myreur d'Histors* berichtet d'Outremeuse, daß ein gewisser Herr von Parthenay Philipp V. das Geständnis eines Aufsehers der Leprakranken habe zukommen lassen, dem zufolge diese von Juden mit Geld bestochen worden seien, um Gift in Quellen und Brunnen zu streuen, s. Ginzburg, *Hexensabbat*, S. 48ff. Mandevilles Erzählung von dem Giftkomplott gegen die gesamte Christenheit, das die Juden auf der Insel *Panthey* (der Name dürfte bei seinen Zeitgenossen die Assoziation der *Parthenay*-Episode beschworen haben) auf so perfide Weise planen, dürfte als entscheidendes weiteres Argument für die Judenverfolgungen und -vernichtungen zu werten sein und könnte als Indiz für den Umkreis gewertet werden, in dem die *Travels* entstanden sind.

mysch,<sup>297</sup> habe die Geschenke der abendländischen Delegation zwar empfangen, diese aber nach Entrichtung der üblichen Gegengeschenke sogleich wieder entlassen.<sup>298</sup> Nach diesen ernüchternden Erfahrungen war man es offenbar leid, sich um diplomatische Beziehungen zu den uneinsichtigen Khanaiden zu bemühen, zumal diese keine weiteren militärischen Vorstöße gegen das Abendland unternommen hatten.

---

<sup>297</sup> Zwistigkeiten unter den verschiedenen Clans hatten nach dem Tod des Ögödei (1241) die Wahl eines neuen *qaghan* behindert, wodurch mehrfach den Frauen die Regentschaft übertragen wurde. Denn Ögödei, der dritte von vier Söhnen des Tschinggis Khan, war von seinem Vater zum Nachfolger nominiert worden, obwohl die Thronfolge nach mongolischem Recht (*jasad*) eigentlich dem jüngsten Sohn Tolui zugestanden hätte. Bei Ögödeis Tod brachen Zwistigkeiten um die weitere Vorherrschaft unter den Clans der Tschinggisiden aus; diese wurden selbstverständlich auch unter den jeweiligen Gattinnen und Müttern ausgetragen. So wirkte Sorqathani Beki, die Frau des Tolui, mit politischem Scharfsinn daran, ihren Sohn Möngke zum *qaghan* zu machen, indem sie die Entscheidung Tschinggis Khans für Ögödei als eine Ausnahme darzustellen suchte. Diese Bemühungen haben auch in die (nachträglich kompilierte) *Geschichte der Mongolen* Eingang gefunden (*op. cit.*, S. 154), wo Ögödei bereits bei seiner Ernennung durch den Vater Zweifel äußert, ob seine Nachfahren dieser Würde gewachsen sein werden: „Ich fürchte nur, daß es später unter meinen Nachfahren vorkommen mag, daß, wenn man sie in frisches Gras wickelt, dieses vom Rind nicht gefressen wird, wenn man sie in Fett wickelt, dieses vom Hund nicht gefressen wird. Daß Unfähige geboren werden, die einen Handahai-Hirsch im Querschuss und eine Ratte im Längsschuss verfehlen.“ Die Frau des Ögödei, Töregene, die nach dem Tod ihres Gatten die Regentschaft führte (1248-52), versuchte die Macht in der eigenen Clanlinie zu halten und ihren Sohn Güyük zu lancieren, was ihr schließlich auch gelang. Als dieser zwei Jahre später starb, führte zunächst seine Gattin Oghul Ghaimysch die Regentschaft (1248-1251). Sie bemühte sich mit allen Mitteln, die Einberufung eines *quiriltai* zur Wahl eines neuen *qaghans* zu verzögern, da ihre eigenen Söhne noch zu jung waren, also „Unfähige“, und sie daher zurecht befürchten mußte, daß ihr Familienclan durch Möngke Khan entmachtet würde. Nachdem der Clan der Tolui sich endgültig durchgesetzt hatte, wurde Oghul Gaimysch unter dem Vorwand, schwarze Magie gegen Möngke Khan angewendet zu haben, zum Tode verurteilt, vgl. T. T. Allsen, *op. cit.*, M. Weiers, *Von Ögödei bis Möngke*, *op. cit.*

<sup>298</sup> vgl. M. Weiers, *Von Ögödei bis Möngke*, *op. cit.*, S. 204-206.

### 3. Latenz der *tradio* und empirische Desillusion: Wilhelm von Rubruks *Itinerarium*

Auch der gekränkte heilige König bemühte sich nach dem Fehlschlag seiner Gesandtschaft um keine weiteren offiziellen Beziehungen zu den Mongolen. Als sich jedoch kurze Zeit später die Möglichkeit einer informellen Kontaktaufnahme abzeichnete, ermutigte Ludwig IX. seinen Vertrauten, den flämischen Franziskaner Wilhelm von Rubruk, ausdrücklich als Missionar in das Mongolenreich zu ziehen, und gewährte ihm die dazu notwendige finanzielle Unterstützung. Der Franziskaner hatte sich im Jahr 1248 gemeinsam mit Ludwig IX. nach Zypern eingeschifft, um einen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems vorzubereiten. Dort war ihnen zu Ohren gekommen, daß Sartaq, der Sohn des Kiptschak-Herrschers Batu Khan, sich zum Christentum bekehrt habe. Von Akkon aus, dem im 13. Jahrhundert strategisch wichtigsten Hafen der Kreuzfahrer in der Levante, begab sich Wilhelm von Rubruk im Jahr 1252, ausgestattet mit einem Schreiben des Königs, in dem dieser den Khan belehrte, „wie er der gesamten Christenheit von Nutzen zu sein vermöge“,<sup>299</sup> auf den Weg zu dem angeblichen Proselyten, in dessen Herrschaftsgebiet er - in erster Linie wohl als Missionar - der christlichen Sache dienlich zu sein hoffte.

Doch die Reise des Franziskaners ist wider Erwarten keinesfalls zu Ende, als er bei Sartaq Khan eintrifft, denn auch Rubruk wird - wie vor ihm Plano Carpini - eine Odyssee durch das Mongolenreich antreten und zu guter Letzt bis nach Karakorum an den Hof des Großkhans Möngke gelangen. Der vermeintliche Konvertit Sartaq Khan hatte nämlich zwar mit Interesse die präziösen Salb- und Weihrauchgefäße, die prachtvolle Bibel und vor allem den überaus kostbaren Psalter der Königin von Frankreich betrachtet, die der Priester zur Ausübung seines heiligen Amtes mit sich führte, doch darüber hinaus nicht gewußt, was er mit dem seltsamen Gast, der keine Geschenke mit sich führte und ständig betonte, daß er nicht als Gesandter gekommen sei, oder mit den freundlichen Ratschlägen eines fern im Westen weilenden Königs anfangen sollte. Der Franziskaner wurde daher - nachdem man ihm nahegelegt hatte, alle wertvollen Kultgerätschaften zur ‚Aufbewahrung‘ im Lager von Sartaq zu belassen - vorsichtshalber zu Sartaqs Vater, dem mächtigen Batu Khan, weitergeleitet. Bei Batu Khan und seinen Hofleuten erweckt die Aufforderung des beherzten Minoriten, sich taufen zu lassen, um nicht der ewigen Verdammnis an-

---

<sup>299</sup> „unde vole ire ad Sartach et portare ei litteras domini Regis, in quibus monet eum de utilitate totius christianitatis“, Wilhelm von Rubruk, *Itinerarium Willelmi de Rubruc*, I, 7.

heimzufallen, Heiterkeit.<sup>300</sup> Der streitbare Gottesmann, den man wahrscheinlich trotz seiner gegenteiligen Versicherungen für einen westlichen Gesandten hält, wird abermals weiter nach Osten komplimentiert, dieses Mal gleich um etwa 4.000 Kilometer, nämlich in das Lager des kurz zuvor inthronisierten *qaghan* Möngke. Knapp zwei Jahre später befindet sich Wilhelm wieder in Akkon, wo er sein an Ludwig IX. gerichtetes *Itinerarium* diktiert.<sup>301</sup>

Auch der Reisebericht des kampflustigen Missionars ist von traditionellen Vorstellungen über den Fernen Osten geprägt, und auch er wird – freilich auf ganz andere Art und Weise – auf jene ambivalenten Themen zu sprechen kommen, die bereits Carpini in seiner *Ystoria Mongalorum* beschäftigt hatten. Die grundlegenden geo- und ethnographischen Werke – insbesondere Isidor und Solinus – sind dem Franziskaner selbstverständlich bekannt, und er nimmt expliziter als sein Vorgänger darauf Bezug, wobei er sich nicht scheut, diese Autoritäten zu korrigieren, wenn seine eigenen Erfahrungen mit dem tradierten Wissensgut nicht übereinstimmen. Der Widerspruch wird brüsk geäußert: So irrt Isidor, wenn er behauptet, daß Kaspische Meer münde in den Ozean, denn Rubruk hat sich davon überzeugt, daß es ein Binnenmeer ist.<sup>302</sup> Auch die albanischen Hunde seien nicht – wie Isidor meint – so groß und wild, daß sie Stiere und Löwen bezwingen könnten, aber immerhin doch groß und stark genug, um Ochsenkarren zu ziehen.<sup>303</sup> Auch nach „jenen monstra und monströsen Menschen, von denen Isidor und Solinus erzählen“, wird sich der Mönch erkundigen und damit zeigen, daß er den Mirabilien des Fernen Ostens durchaus Aufmerksamkeit schenkt. Die erstaunte Antwort, daß man dergleichen noch nie gesehen habe, verwundert seinerseits den Franziskaner („de quo multum miramur“), der – wie der Zusatz „si verum sit“ verrät – ein gewisses Mißtrauen hegt, ob man ihm auch wirklich die Wahrheit sage.<sup>304</sup>

So enttäuscht sich Rubruk anfangs darüber bezeugt, von Kynokephalen, Skiapoden, Zyklopeden oder anderen Wundervölker nichts in Erfahrung zu bringen, so erleichtert

---

<sup>300</sup> „Ad istud verbum [Mk 16, 16] ipse modeste subrisit, et alii Moal inceperunt plaudere manus deridendo nos“, ebend., XIX, 7.

<sup>301</sup> ebend., Epilog, 1.

<sup>302</sup> „ (...) et non est verum quod dicit Ysidorus quod sit sinus exiens ab oceano“, Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, XVIII, 5.

<sup>303</sup> „De qua dicit Ysidorus quod habet canes ita magnos tanteque ferocitatis ut tauros premant, leones perimant. Quod verum est, prout intellexi a narrantibus, quod ibi versus oceanum aquilonarum faciunt canes trahere in bigis sicut boves propter magnitudinem et fortitudinem eorum“, ebend., XIX, 1.

scheint er später zu sein, doch noch von einem monströs gebildeten Volk berichten zu können. Ein chinesischer Priester erzählt ihm nämlich von den chin-chin, kleinen haarigen Kreaturen mit Menschengestalt, die ihre Knie nicht beugen können und sich daher hüpfend fortbewegen. Das Blut dieser chin-chin – so der chinesische Weise – diene dem Purpurfärben von Stoffen und sei daher sehr begehrt. Allein, da man die kleinen Wesen nicht zur freiwilligen Blutspende überreden könne, bedürfe es einiger List, um an ihren wertvollen Lebenssaft zu gelangen: die Jäger stellten Reiswein vor die Höhlen der chin-chin, die, von dem Geruch des alkoholischen Getränks unwiderstehlich angezogen, schon bald in Scharen zusammenkommen und in fröhlicher Runde gemeinsam zechen würden. Mit ihren hellen Stimmchen prosteten sie dabei einander zu, indem sie jenes chin-chin! rufen, dem sie ihren Namen verdanken und das sich späterhin auch in europäischen Kreisen verbreiten sollte. Sobald die kleinen Trunkenbolde dann ihren Rausch ausschlafen, zapft man ihnen vorsichtig einige Tropfen Blut ab, krümmt ihnen ansonsten jedoch kein Haar und überläßt sie bis zur nächsten für sie arrangierten Festlichkeit wieder sich selbst.<sup>305</sup>

Rubruk erzählt diese Geschichte gewissenhaft nach und sieht offenbar keinen Grund, an ihr zu zweifeln. Als derselbe Gewährsmann dann jedoch von einer Gegend außerhalb Chinas berichtet, in der keiner, der sie einmal betreten habe, fortan mehr altern würde, äußert der Franziskaner dezidiert seinen Unglauben: „quod tamen non credo“.<sup>306</sup> Möglicherweise resultiert Rubruks schroffe Ablehnung dieses Ortes der Unsterblichkeit, der auf den ersten Blick abendländischen Vorstellungen vom Irdischen Paradies nicht unähnlich erscheint, einfach aus der Tatsache, daß der chinesische Mönch das geheimnisvolle Reich im Westen und nicht im Osten lokalisiert haben dürfte. Denn der Garten der Königin Xiwangmu, in dem die Unsterblichkeit spendenden Pfirsiche wachsen sollen, ist in der chinesischen Tradition von jeher in den Kunlun-Bergen, also in Zentralasien und somit im Westen situiert worden. Der Franziskaner hält es allerdings nicht für erforderlich, seinen Unglauben eigens zu begründen.

Ebenso schwierig wie die Lokalisierung der Wundervölker ist es offenbar, den Verbleib der apokalyptischen Völkerschaften zu eruieren, die bereits Plano Carpini nur noch sehr

---

<sup>304</sup> „Quesivi de monstris sive de monstruosis hominibus de quibus narrat Ysidorus et Solinus. Ipsi dicebant michi quod nunquam viderant talia, de quo multum miramur si verum sit“, ebend., XXIX, 46.

<sup>305</sup> ebend., XXIX, 47-48.

<sup>306</sup> „Narrabant etiam pro vero, quod tamen non credo, quod ultra Cathaiam est provincia, cuiuscumque etatis homo ingreditur eam, in tali etate perseverat in quali ingreditur“, ebend., XXIX, 49.

allgemein im Kaukasus angesiedelt hatte. Als traditioneller Ort ihres Gewahrsams galten auf den *mappae mundi* bekanntlich die Kaspischen Tore, doch als Rubruk jene Stadt erreicht, an der sich tatsächlich der von Chosroe I. errichtete Wall befindet, der gemeinhin als „kaspisches Tor“ bezeichnet wird, deutet nichts darauf hin, daß er eschatologische Vorstellungen mit dieser Stelle verbindet. Im Gegenteil, Rubruks Beschreibung liest sich wie ein emotionsloser Reiseführer neuerer Zeit:

Am nächsten Tag kamen wir zum Eisernen Tor, das Alexander, der König von Mazedonien, erbaut hatte. Hier befindet sich eine Stadt, deren östlicher Rand am Meeresufer liegt. Auf einer kleinen Ebene zwischen dem Meer und den Bergen breitet sich diese Stadt aus. Im Westen grenzt sie an den Abhang eines Berges. So führt an ihr weder oberhalb noch unterhalb ein Weg vorbei. Er geht vielmehr mitten durch die Stadt, wo sich das Eisernen Tor befindet, nach dem sie benannt wurde.<sup>307</sup>

Weder die Erzählung von dem Gewahrsam, in den Alexander die unreinen Völkerschaften verbracht hatte, noch die verhängnisvolle Prophezeiung ihres Ausbruchs zur Zeit des letzten Zorns werden erwähnt. Kurze Zeit später durchquert der Franziskaner dann ein zwischen unpassierbaren Bergmassiven eingeschnittenes Tal und sieht dort Mauerruinen. Noch einmal kommt er auf Alexander zu sprechen, doch wiederum ohne auf die apokalyptischen Vorstellungen, die sich mit dem Bergverschluß verbunden hatten, anzuspielen:

Am Morgen durchquerten wir ein Tal, in dem die Fundamente von Mauern zu sehen waren, die von einem Berg zum anderen verliefen; über die Gebirgskämme führte kein Weg. Dies sollen die Sperren gewesen sein, mit denen Alexander die wilden Stämme unter Verschluß hielt, das heißt die Hirten aus der Steppe, damit diese nicht in das bebaute Land und die Städte einfallen konnten.<sup>308</sup>

---

<sup>307</sup> „Sequenti die venimus ad portam ferream quam Alexander Rex Macedo fecit, et est civitas cuius extremitas orientalis est super ripam maris, et est modica planicies inter mare et montes, per quam protenditur ipsa civitas usque ad verticem montis qui adiacet ei ab occidente, ita quod nulla via est superius propter asperitatem montium neque inferius per mare, nisi recte per medium civitatis ex transverso, ubi est porta ferrea a qua civitas denominatur“, ebend., XXXVII, 18.

<sup>308</sup> „In crastino transivimus per vallem quamdam, in qua apparebant fundamenta murorum de uno monte ad alium, et per summitates montium nulla erat via. Ista solebant esse claustra Alexandri feras gentes cohi-

Es hat also zunächst durchaus den Anschein, daß Rubruk von den Endzeitvölkern nichts weiß oder nichts wissen will. Ein unauffälliger Zusatz, mit dem er seine Beschreibung jener archäologischen Überbleibsel der – angeblich von Alexander gegen nomadische Fremdvölker errichteten – Schutzanlage beendet, zeigt indessen, daß Rubruk nicht nur nach den Völkerschaften des Antichrist Ausschau gehalten hat, sondern auch sehr konkrete Vorstellungen mit ihrer Wesensart und Herkunft verbindet. Denn etwas unvermittelt schließt Rubruk mit dem Satz: „Andere Klausen aber sind es, in denen die Juden eingeschlossen sind, über die ich nichts Sicheres erfahren konnte; doch gibt es in allen persischen Städten viele Juden“.<sup>309</sup>

Bereits der Franziskaner de Bridia hatte die Gotteswolke, die die Mongolen von den apokalyptischen Völkern trennte, zum Anlaß genommen, um den Bericht des Plano Carpini mit jener Überlieferung der *Historia Scholastica* in Zusammenhang zu bringen, derzufolge es sich bei den eingeschlossenen Völkerschaften um die einst exilierten Judenstämme, die „includi iudei“, handelte. Rubruk wird diesen Ansatz bestätigen, wenngleich seine Argumentation anders ausfällt: die „claustra Alexandri“, die gegen die Nomadenstämme errichtet worden waren und deren Überreste Rubruk mit eigenen Augen gesehen hat, sind nicht identisch mit dem Bergverließ der Endzeitvölker, denn sonst wären diese längst ausgebrochen. Über ihren derzeitigen Aufenthaltsort ist nichts in Erfahrung zu bringen (ebenso wenig wie über die monströsen Völkerschaften), doch bedeutet dies nicht, daß es die Gog- und Magog-Völker nicht gäbe. Ganz im Gegenteil. Es sind allerdings keine Nomaden, keine Reitervölker, sondern Juden. Es müssen Juden sein, denn die Indizien sprechen dafür: es gibt auffällig viele Juden in der Umgebung. Und der Kaukasus – so wird beispielsweise Joinville argumentieren – ist groß: die jüdischen Gog- und Magog-Stämme können überall versteckt sein und auf ihren Ausbruch sinnen, weshalb auch Roger Bacon mahnt, in Sachen Antichrist den Kaukasus gut im Auge zu behalten.<sup>310</sup> Rubruk hätte ihm gewiß recht gegeben.

---

bentia, hoc est pastores de solitudine, ut non possent ingredi super terras cultas et civitates“, ebend., XXXVII, 20.

<sup>309</sup> „Alia sunt claustra in quibus sunt iudei, de quibus nichil certum potui addiscere; tamen per omnes civitates Persidis sunt multi iudei“, ebend., XXXVII, 20.

<sup>310</sup> Diese Ansicht vertritt Roger Bacon, der die Zaubermächtigkeit der Mongolen in seinem *Opus maius* VI, 3, Bd. II und in der *Epistola de secretis operibus* c. 11. betont; ich beziehe mich auf die Angaben von J. Fried, *op. cit.*, S. 329, Anm. 177 und J. Baltrusaitis, *op. cit.*, S. 246.

Unauffindbar ist in Rubruks *Itinerarium* auch der Priesterkönig Johannes, dessen Reich Plano Carpini nur kurze Zeit zuvor in siegreicher Auseinandersetzung mit den Mongolen hatte aufleben lassen. Doch hält er sich nicht etwa – wie die apokalyptischen Völker – in unzugänglichen Gebirgsschluchten verborgen; vielmehr existiert der mächtige Potentat mit allen Wundern seines Reiches nur in der Phantasie der prahlsüchtigen und in jeder Hinsicht unzuverlässigen Nestorianer. Mit rigoroser Desillusionsbereitschaft zerstört Rubruk den Mythos vom Priesterkönig, indem er den christlichen Herrscher im Osten als Produkt nestorianischer Propaganda und somit als Trugbild entlarvt:

Auf einer Ebene innerhalb dieses Gebirges lebte ein mächtiger nestorianischer Hirte mit Namen Naiman, der über das Volk herrschte. Seine Leute waren nestorianische Christen. Nachdem Cor-Cham gestorben war, erhob sich dieser Nestorianer zum König. Seine Untertanen nannten ihn König Johannes und erzählten von ihm zehnmal mehr, als der Wahrheit entsprach. So machen es nämlich die Nestorianer, die aus jenen Gebieten kommen: aus einem Nichts machen sie ein großes Geschrei. So streuten sie auch über Sartach die Nachricht aus, daß er Christ wäre, gleichermaßen über Mangu-Khan und Kuyuk-Khan, nur weil diese den Christen mehr Ehre als anderen Völkern erweisen. Dennoch sind sie in Wahrheit keine Christen. So ging auch von diesem König Johannes ein großer Ruf aus. Als ich aber durch seine Weidegebiete zog, wußte kein Mensch etwas über ihn, abgesehen von den wenigen Nestorianern. (...) König Johannes starb ohne einen Erben.<sup>311</sup>

Kompromißlos nimmt der Franziskaner Abschied von den Hoffnungen, die man auf das christliche Potential im Fernen Osten gesetzt hatte. Als Christ war Rubruk in Karakorum zunächst bei seinen vermeintlichen fernöstlichen Glaubensbrüdern einquartiert worden, die sich nebst Muslimen, Lamaisten und anderen religiösen Kultgemeinschaften am Hof

---

<sup>311</sup> „Et in quadam planicie inter illas alpes erat quidam nestorinus, pastor potens et dominus super populum qui dicebatur Naiman, qui erant christiani nestorini. Mortuo Coirchan, elevavit se ille nestorinus in Regem et vocabant eum nestoriani Regem Iohannem, et plus dicebant de ipso in decuplo quam veritas esset. Ita enim faciunt nestoriani venientes de partibus illis, de nichilo enim faciunt magnos rumores. Unde disseminaverunt de Sartach quod esset christianus et de Manguchan et de Keuchan, quia faciunt maiorem reverentiam christianis quam aliis populis. Et tamen in veritate christiani non sunt. Sic ergo exivit magna fama de illo Rege Iohanne. Et ego transivi per pascua eius, nullus aliquid sciebat de eo, nisi nestoriani pauci. (...) Rex Iohannes mortuus fuit sine herede (...)“, Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, XVII, 2, 5.

des Großkhans befanden. Rubruks Beschreibung christlicher Kultpraktiken im Fernen Osten führt anschaulich vor Augen, in welchem Maß die nestorianische Lehre sich im Verlauf ihrer immensen Ausdehnung in Zeit und Raum an andere Kultformen anzupassen gewußt hatte – was den Franziskaner allerdings nicht gerade mit Wohlwollen erfüllt:

Die Nestorianer sind hierzulande unwissend. Sie sprechen ihre Liturgie und haben ihre heiligen Bücher in syrischer Sprache, verstehen sie aber nicht. So singen sie wie bei uns die Mönche, ohne die Grammatik zu kennen, und sind im übrigen ganz und gar verliederlicht. Vor allem sind sie Wucherer und Trunkenbolde. Einige von ihnen, die bei den Tartaren leben, haben so wie diese gleich mehrere Frauen. Wollen sie ihre Kirche betreten, so waschen sie sich wie die Sarazenen ihre unteren Gliedmaßen. Ebenso wie die Muslime essen sie freitags Fleisch und nehmen an diesem Tag auch ihre Mahlzeiten ein. Nur selten besucht ein Bischof jene Gegend, in fünfzig Jahren kaum einmal. Dann lassen sie alle Knaben, selbst solche, die noch in der Wiege liegen, zu Priestern weihen. Daher sind fast alle Männer bei ihnen Priester. Dennoch heiraten sie später, was doch völlig wider das Gebot der Väter ist.<sup>312</sup>

Einige Laster der nestorianischen Priester dürften Rubruk recht vertraut gewesen sein, und das von ihm beklagte Singen, „ohne die Grammatik zu verstehen“, war sicherlich nicht die einzige Unart, die die östlichen Priester mit den westlichen Mönchen teilten. Bei Rubruks weiteren Ausführungen über die häretischen Nestorianer kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese um so erbitterter ausfallen, als sie Mißstände der eigenen Kirche – Simonie, Nikolaitismus und Nepotismus – betreffen.<sup>313</sup> Nicht zuletzt um

---

<sup>312</sup> „Nestorini nichil sciunt ibi. Dicunt enim servitium suum et habent libros sacros in siriano, quam linguam ignorant, unde cantant sicut monachi apud nos nescientes gramaticam, et hinc est quod totaliter sunt corrupti. Sunt in primis usurarii, ebriosi, etiam aliqui eorum, qui sunt cum Tartaris, habent plures uxores sicut Tartari. Quando ingrediuntur ecclesiam lavant inferiora membra sicut sarraceni, comedunt carnes feria sexta et tenent comessiones suas illa die more sarracenorum. Tarde venit Episcopus in terris illis, forte vix semel in quinquaginta annis. Tunc faciunt omnes parvulos masculos etiam in cunabulis ordinari in sacerdotes, unde fere omnes viri eorum sunt sacerdotes. Et post hoc nubunt, quod est plane contra statuta patrum, et sunt bigami, qui mortua prima uxore ducunt aliam ipsi sacerdotes“, ebend., XXVI, 12-13.

<sup>313</sup> Simonie galt seit der Gregorianischen Reform im 11. Jahrhundert als Ketzerei. Um die Eigenkirchen in ihren Rechten zu beschneiden, wurde insbesondere während des Investiturstreits immer wieder der Vorwurf der Simonie erhoben. Die Ausrottung des Nikolaitismus (der Name geht auf eine frühchristliche Sekte zurück), also des Zusammenlebens von Geistlichen und Frauen, war gemeinsam mit der Bekämpfung der Simonie oberstes Ziel der Reformen, die seit Mitte des 11. Jahrhunderts angestrebt wurden. Der Nepotismus,

auf diese weitverbreiteten Laster innerhalb des Klerus zu reagieren, waren vor gar nicht langer Zeit jene Reformorden gegründet worden, dessen bedeutendstem Rubruk angehörte. Seine Klage über die Nestorianer dürfte zeitgenössischen Ohren daher keineswegs exotisch geklungen haben:

Sie sind alle Simonisten; denn sie spenden kein Sakrament unentgeltlich. Ihre einzige Sorge gilt ihren Frauen und Kindern, so daß sie ihr Augenmerk nicht auf die Ausbreitung des Glaubens, sondern nur auf die eigene Bereicherung richten. So geschieht es, daß einige von ihnen als Erzieher von Söhnen vornehmer Mongolen wirken, diese wohl das Evangelium und Glaubensbekenntnis lehren, sie aber doch durch ihren schlechten Lebenswandel und ihre Habgier der christlichen Religion eher entfremden, weil die Lebensweise der Mongolen und selbst die der Tuinen, der Götzendiener, unbescholtener als ihre eigene ist.<sup>314</sup>

Es war also kaum davon auszugehen, daß der Großkhan und seine Angehörigen sich unter diesen Umständen zur nestorianischen Lehre bekehren würden, und selbst wenn sie - wie die Nestorianer behaupteten - sich bereits hätten taufen lassen, wäre dem Abendland mit dieser Art von Christen in Rubruks Augen ganz und gar nicht gedient. Nicht einmal das Evangelium sei den nestorianischen Priestern bekannt, wie der Franziskaner feststellen mußte, als Möngke Khan bei einer Audienz nach den Darstellungen in dem Brevier und der Bibel des Franziskaners gefragt hatte und die Nestorianer ihm die Bilder der Heilsgeschichte „nach eigenem Gutdünken“ erklärten.<sup>315</sup>

Es scheint daher nicht angebracht, sich den Nestorianern anzuschließen, um die christliche Lehre unter den Mongolen zu verbreiten, weshalb Rubruk sich auch bereits nach kurzer Zeit von ihnen abwendet. Allerdings muß er feststellen, daß seiner eigenen missionarischen Tätigkeit enge Grenzen gesetzt sind, denn die Übersetzung des Evangeliums erweist

---

der insbesondere im Zusammenhang mit der päpstlichen Machtpolitik eine wichtige Rolle spielte, war davon nicht betroffen, vgl. Le Goff, *Der Mensch des Mittelalters*, S. 36; B. Schimmelpfennig, *Papsttum*, S. 149-150.

<sup>314</sup> „Sunt etiam omnes symoniaci, nullum sacramentum exhibentes gratis. Sunt solliciti pro uxoribus et parvulis, unde non intendunt dilatationi fidei sed lucro. Unde contingit, cum aliqui eorum nutriant aliquos filios nobilium Moal, quamvis doceant eos Evangelium et fidem, tamen per malam vitam et cupiditatem magis elongant eos a ritu christianorum, quia vita ipsorum Moal et etiam tuinorum, hoc est ydolatrarium, innocentior est quam vita ipsorum“, Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, XXVI, 13-14.

sich als unerwartet schwierig. Auch zeigt sich schon bald, daß die Mongolen ein ganz anderes Interesse am christlichen Wort haben, als es dem Franziskaner lieb ist. Bei einer besonders gefährlichen Etappe der Reise bitten ihn seine mongolischen Führer um Schutzbriefe gegen Dämonen, die sie auf ihrem Kopf tragen wollen. Rubruk weist ihr Anliegen zunächst zurück, denn nicht das tote Wort will er ihnen geben, sondern das lebendige. Und so versucht er, seinen Begleitern das *Credo in Deum* beizubringen, was allerdings an seinem Dolmetscher scheitert: „jedesmal wenn ich es sie lehren wollte, ließ mich mein Dolmetscher im Stich“.<sup>316</sup> Auf Drängen der Mongolen, die einem zauberkräftigen Bannspruch in geheimnisvollen lateinischen Lettern ungleich mehr Zutrauen schenken als jeder geistlichen Belehrung, wird der Franziskaner schließlich die Gebete doch niederschreiben und resigniert bemerken:

Etwas anderes vermochte ich nicht zu tun, weil die Worte der Glaubenslehre durch einen derartigen Dolmetscher gesprochen, recht gefährlich, ja geradezu unmöglich waren, weil er sie selbst nicht verstand.<sup>317</sup>

Demütigende Sprachohnmacht, die Abhängigkeit von dubiosen, unfähigen oder unwilligen Vermittlerfiguren durchziehen das *Itinerarium* des Wilhelm von Rubruk leid- und leitmotivisch. Plano Carpini hatte seinen offenbar im Russischen (oder einer anderen slawischen Sprache) bewanderten Ordensbruder Benedikt von Polen bei sich, und darüber hinaus standen ihm als offizieller Gesandter die Dolmetscher und Übersetzer am Hof des Großkhans zur Verfügung. Das etwas seltsame Verfahren der Dolmetscherketten scheint im Fall von Plano Carpini recht gut funktioniert zu haben. Allerdings hatte er – respektive seine Gesandtschaft – auch andere Intentionen als sein franziskanischer Nachfolger. Rubruks Mission stellt ganz neue Übersetzungsprobleme, und diese sind vor allem inhaltlicher Art: schließlich geht es um nichts Geringeres, als komplexe theologische Aussagen einem Publikum nahezubringen, das in seiner ekklektischen Auffassung von Religion den Primat der christlichen *religio* über andere Kulte schwerlich zu begreifen vermag.

---

<sup>315</sup> „Nestorini responderunt ei pro velle suo, quia interpres noster non erat nobiscum ingressus“, ebend., XXIX, 20.

<sup>316</sup> „Et semper cum vellem docere, deficiebat michi interpres“, ebend., XXVII, 4.

<sup>317</sup> „Aluid non poteram facere, quia loqui verba doctrine per interpretem talem erat magnum periculum immo impossibile, quia ipse nesciebat“, ebend., XXVII, 4.

Im Heiligen Land hatte der Franziskaner einen offenbar arabischen Dolmetscher angeheuert, und schon bald stellte sich heraus, daß dieser *interpre*s den spezifischen Anforderungen, die das Sprachniveau eines scholastisch geschulten Predigers erforderte, nicht gewachsen war. Es ist daher nicht unverständlich, daß der geplagte Mann schon bald seinen Protest gegen gewisse Diskurse seines unermüdlichen Arbeitgebers anmeldet: „Laß mich doch nicht predigen, denn solche Worte weiß ich nicht zu sagen“.<sup>318</sup> Im übrigen wird Rubruk – der seinen *interpretus* ohnehin als „nullius erat ingenii, nec alicuius eloquentie“<sup>319</sup> einstuft – jene Einschätzung sogleich sarkastisch bestätigen, indem er anfügt: „Und damit sprach er die Wahrheit. Denn später, als ich anfang, die Sprache ein wenig zu verstehen, bemerkte ich, daß er, wenn ich ihm ein Wort sagte, es ganz anders übersetzte, je nachdem, wie es ihm gerade einfiel“.<sup>320</sup> Rubruk wird endlich schweren Herzens davon Abstand nehmen, die Dienste seines *interpre*s, der – vermutlich durch die Bemühung, seinen ursprünglichen Namen Abd Allah („Gottesknecht“) in Latein zu übertragen – ausgerechnet *Homodei* genannt wird, für Missionszwecke in Anspruch zu nehmen.

Doch auch in vielerlei anderer Hinsicht erweist sich *Homodei* – von dem nie so recht zu sagen ist, ob er nicht übersetzen kann oder nicht übersetzen will (da er womöglich befürchtet, für die Worte des streitbaren Mönchs mit seinem eigenen Kopf zu haften) – als durchaus unzuverlässig. So postiert er sich bei der ersten Audienz, die Möngke Khan dem Franziskaner gewährt, neben die freigiebigen Mundschenke und ist in kürzester Zeit derart berauscht, daß Rubruk seiner mit schwerer Zunge gelallten Übersetzung nicht mehr folgen kann.

Es wäre nicht notwendig, in diesem Rahmen auf die von Rubruk beklagten Übersetzungsprobleme näher einzugehen, wenn nicht sein fortgesetztes Lamento eine Begebenheit vorbereiten würde, die ein unerwartetes Moment in das *Itinerarium* des Franziskaners einträgt. Plano Carpini hatte im fünften Buch seiner Schrift die Wundervölker mit den mongolischen Machthabern zu verknüpfen gesucht, indem er Tschinggis Khan auf die apokalyptischen Gog- und Magog-Völker, diverse *monstra* und den Priesterkönig treffen ließ. Bei Rubruk sind die Rückgriffe auf die *traditio* versteckter, wenngleich auch er sich mit den üblichen *topoi* auseinandersetzt: im Kaukasus gibt es viele Juden, die trunk-

---

<sup>318</sup> „Non faciatis me predicare, quia nescio talia verba dicere“, ebend., XIII, 6.

<sup>319</sup> ebend., X, 5.

<sup>320</sup> „Et verum dicebat. Ego enim percepi postea, quando incepti aliquantulum intelligere idioma, quod quando dicebam unum, ipse totum aliud dicebat secundum quod ei occurrebat“, ebend., XIII, 6.

freudigen chin-chin sind ein veritables Wundervolk und auch dem Priesterkönig wird Aufmerksamkeit geschenkt, wenngleich er sich als bedeutungsloser Herrscher entpuppt. Der Bericht über die letzte Audienz, die der Großkhan dem Mönch gewährt, scheint dann noch deutlicher, wenn auch auf ganz anderer Ebene, eine unmittelbare Verknüpfung der *mirabilia* des Ostens mit den realen mongolischen Machthabern zu intendieren.

Die abschließende Begegnung zwischen Rubruk und Möngke Khan hat ein Vorspiel, das erneut die Gefahren mangelnder Sprachmächtigkeit vor Augen führt. Bei einer Befragung durch muslimische Beamte des Großkhans, die seinen Aufenthalt in Karakorum betreffen, verfügt Rubruk über keinen sachkundigeren Dolmetscher als seinen Homodei. Auf die Frage, warum er das Lager des Großkhans aufgesucht habe, antwortet der Franziskaner, er sei gekommen, um die christlichen Gebote zu verkünden, damit der Oberherr der Mongolen prüfen könne, ob er nach ihnen lebe. Möngke Khan wird diese etwas ambivalente Aussage in einer verkürzten, den Kern aber durchaus treffenden Variante hinterbracht: der Großkhan – so habe der Franziskaner gesagt – sei ein Götzenanbeter und halte die Gebote Gottes nicht. Es ist wahrscheinlich, daß der Begriff „Gott“ dem Großkhan gegenüber mit dem mongolischen Wort für Himmel, „*tngri*“, wiedergegeben worden ist.<sup>321</sup> Der ewige Himmel (*möngke tngri*) ist seit dem 13. Jahrhundert als oberste Gottheit der Mongolen belegt und wurde später von den europäischen Missionaren dem christlichen Gottesbegriff gleichgesetzt.<sup>322</sup> Rubruks Worte mußten somit in den Ohren Möngke Khans einen überaus dreisten, aufrührerischen Klang erhalten: nämlich daß er, Möngke Khan, die Gesetze des Himmels nicht befolge, als dessen Beauftragte sich die mongolischen Herrscher verstanden.

Noch bevor Rubruk sich für diese Beleidigung vor dem Großkhan verantworten muß, wird ihm mitgeteilt, daß seine Heimreise beschlossen und jede Widerrede sinnlos sei. Bei seiner letzten Audienz steht dem Franziskaner der Sohn eines in Gefangenschaft gerate-

---

<sup>321</sup> s. C. C. Müller, in: (hrsg.) A. Eggebrecht, *Die Mongolen und ihr Weltreich*, op. cit., S. 182. Die Verehrung des Himmels als oberste Gottheit implizierte jedoch keine monotheistische Tendenz. Auch die Jesuitenmissionare in China wählten die Bezeichnung „*tianzhu*“ (Herr des Himmels) aus den Klassikern als Begriff für den christlichen Gott – was ihnen anfänglich beträchtliche Missionserfolge unter den Konfuzianern eintrug, die im christlichen Glauben zunächst eine Art esoterischer Erneuerung des Konfuzianismus sahen. Noch heute heißt „Katholizismus“ im Chinesischen daher „*tianzhujiao*“, „Lehre vom Herrn des Himmels“, vgl. Jacques Gernet, *Christus kam bis nach China. Eine erste Begegnung und ihr Scheitern*, Zürich-München 1984, S.32-33, Anm. 47. Auch im Fall der Mongolen-Mission erwies sich der Himmel (*tngri*) am geeignetsten, um den christlichen Gottesbegriff wiederzugeben; zumal andere mongolische Worte für Gottheiten, Dämonen etc. mit „heidnischen“ Vorstellungen verbunden waren.

<sup>322</sup> vgl. C. C. Müller, *Die Religion der Mongolen*, in: *Die Mongolen und ihr Weltreich*, op. cit., S. 182.

nen Goldschmieds aus Frankreich als Übersetzer zur Verfügung, der von einem Dolmetscher des Großkhans unterstützt wird.<sup>323</sup> Es gelingt offenbar, die verhängnisvollen Worte Rubruks zu entschärfen, und der Großkhan zeigt sich versöhnlich, da er meint, die Quelle des Verständigungsübels ausgemacht zu haben: „Ich hatte wohl erkannt, daß Ihr nicht so gesprochen haben würdet, denn dies zu sagen, stand Euch nicht an. Doch hat Euer Übersetzer die Worte schlecht wiedergegeben.“<sup>324</sup>

Was nun folgt, ist tatsächlich ein Wunder, und daß das *Itinerarium* Rubruks Aussprache mit dem Großkhan auf einen Pfingstsonntag verlegt, ist in diesem Zusammenhang weder zufällig noch gleichgültig. Der ausgesöhnte Großkhan streckt seinen Stab gegen Rubruk aus und spricht die Worte: „Nolite timere“, die bekanntlich einem ganz anderen Kontext entstammen. Mitten in Karakorum zitiert der gefürchtete Magog-Mongol Herrscher, der die gesamte Welt unter sein Joch zwingen will, einen entscheidenden Satz christlicher Theologie - und noch dazu in lateinischer Sprache. Diese Behauptung schien übrigens einem heutigen deutschen Übersetzer des *Itinerariums* so verdächtig, daß er Möngke auch bei diesen Worten lieber mongolisch respektive deutsch sprechen ließ und somit der Szene ihre entscheidende Pointe nahm.<sup>325</sup>

In der Tat könnte kaum etwas merkwürdiger anmuten als diese zwei Worte im Mund eines Großkhans, der des Lateinischen nicht mächtig ist. „Nolite timere“ hatte Jesus zu den Jüngern gesprochen, als diese ihn auf dem Wasser wandeln sahen und entsetzt für ein Gespenst hielten. Die Antwort Christi ist eine prinzipielle Befreiungsformel: wovor sich die Jünger und späterhin alle, die spiritualiter Gemeinschaft halten mit Christus, nicht mehr fürchten sollen, sind Krankheit und Tod, die unheilvollen Dämonen anderer Kulte,

<sup>323</sup> Es handelt sich um den Sohn des Goldschmieds, Bildhauers und Architekten Guillaume de Boucher, der unter Möngke Khan in Karakorum tätig war und dort ein wahres Wunderwerk von Brunnen geschaffen haben soll, aus dem bei den Trinkgelagen des Großkhans die Getränke sprudelten, s. Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, XXX, 2-3.

<sup>324</sup> „Bene cogitavi quod vos non dixistis, quia non erat verbum quod deberetis dicere, sed interpret vester male interpretatus fuit“, ebend., XXXIV, 1.

<sup>325</sup> Das biblische „Fürchtet Euch nicht“ wird mit dem lapidaren „Nur keine Furcht!“ wiedergegeben, s. H. D. Leicht, in: Wilhelm von Rubruk, *Reisen zum Großkhan der Mongolen*, S. 193. Im lateinischen Text ist der Satz durch Kursivschrift hervorgehoben, die ausschließlich bei Bibelzitatzen verwendet wird. Doch auch aus dem Kontext geht deutlich hervor, daß Möngke hier tatsächlich Latein spricht. Die Übersetzung von Leicht ist im übrigen auch an anderen Stellen ungenau und vermittelt gerade im Hinblick auf Rubruks Einstellung zu den *mirabilia* das entstellende Bild eines aufgeklärten Freigeistes. So wird Rubruks Erstaunen darüber, daß seine Gesprächspartner nie von den *monstra* gehört haben wollen, als Mißtrauen gegen Isidor und Solinus verstanden („Es wäre auch verwunderlich, wenn die Erzählung zuträfe“, S. 154). Auch die Anspielung auf die jüdischen Endzeitalter ist dem Übersetzer entgangen (vgl. Anm. 309); indem er Rubruks unvermittelte

die Körper und Seele bedrohen, und – in ihrer heilsgeschichtlichen Dimension – die Schrecken von Endzeit und Jüngstem Gericht. Nunmehr ist es der Großkhan, der den Franziskaner auffordert, all diesen Gefahren, die von den Mongolen selbst auszugehen schienen, ohne Furcht und im Glauben an Christus entgegenzusehen. Fast hat es den Anschein, als wäre der Priesterkönig Johannes plötzlich wieder auferstanden, als dürfe man erwarten, daß nun der Stab des Großkhans zu grünen beginne. Die babylonische Sprachverwirrung ist in diesem Moment aufgehoben, da der *spiritus intellectus* des wahren Gottes wie die flammenden Zungen des Pfingstwunders auf den Großkhan herniedergeht. Die Sprachbegabung des hundsköpfigen Christophorus wiederholt sich in diesem Akt göttlicher Gnade an dem Herrscher eines barbarischen Fremdvolkes. Allerdings dauert diese Erleuchtung nur einen Augenblick lang. Bereits Rubruks Antwort muß wieder die Übersetzung passieren, sich damit den zweifelhaften Künsten der *interpretes* anvertrauen: „Und ich lächelte und sprach leise: ‚Wenn ich mich fürchtete, wäre ich nicht hierher gekommen‘. Und er fragte den Dolmetscher, was ich gesagt hätte, und dieser übersetzte es ihm.“<sup>326</sup>

Auf jenem monumentalen Freskenzyklus in der Spanischen Kappelle von Santa Maria Novella zu Florenz, den Andrea di Buonaiuto um 1365 geschaffen hat und dessen ikonographisches Programm die Bedeutung des Dominikanerordens innerhalb der christlichen Kirche verherrlicht, sieht man an der linken Wand über der Apotheose des Heiligen Thomas von Aquin die Ausschüttung des Heiligen Geistes *a fresco* dargestellt (Abb. 47). Im oberen Gewölbezwinkel schießt eine von einer Mandorla aus Feuer umgebene Geisttaube mit dem Kopf nach unten herab. Endpunkt ihres halsbrecherischen Sturzfluges wäre die Gottesmutter, die von den Jüngern umgeben ist, auf deren Köpfen kleine Geistflammen zur Veranschaulichung der göttlichen Inspiration züngeln. Eine in Rückenansicht gegebene Gestalt, die in vertikaler Linie direkt mit der Geisttaube und der Mutter Gottes verbunden ist, klopft mit heftiger Gebärde an das verschlossene Tor des Gebäudes, in dessen oberer Loggia die Anhängerschaft Christi versammelt sitzt. Die lange, weiße Tunika, die asiatisch anmutende Kopfbedeckung sowie der auf dem Rücken herabfallende Haarzopf weisen diese Person als tatarischer Abstammung aus. Im Unterschied zu den anderen Männern – den gottesfürchtigen Juden, die sich der Apostelgeschichte zufolge

---

Bemerkung, daß er sich bei den Einheimischen nach den „*claustra iudei*“ erkundigt habe, ignoriert, entgeht ihm auch die entscheidende Pointe.

<sup>326</sup> „*Et ego subridens, dixi tacite: „Si timerem non venissem huc. Et ipse quesivit ab interprete quid dixissem, et ille recitavit ei“*, Wilhelm von Rubruk, *op. cit.*, XXXIV, 1.

nach Petrus' flammender Pfingstpredigt zum Christentum bekehren werden -, die rechts und links vor dem geschlossenen Portal in kleinen Gruppen zusammenstehen und das Geschehen gestikulierend und ratlos diskutieren, hat es der Mongole offenbar besonders eilig, dem glossolalischen Geschehen näherzukommen; kompositorisch befindet er sich direkt unterhalb der Geisttaube. Es ist nicht auszuschließen, daß das ikonographische Programm des Freskos auf Rubruks Bericht rekurriert, wenngleich Darstellungen von der Ausgießung des Heiligen Geistes - wie etwa auch auf dem Tympanon von Vézelay - ganz allgemein geeignet sind, exotische *gentes* mit aufzunehmen.

Die Glossolie des Großkhans respondierte unzweideutig einem latenten Zweifel, der sich leitmotivisch durch das gesamte Itinerarium des Wilhelm von Rubruk zieht: ob nämlich überhaupt eine adäquate Kommunikation und somit eine religiöse Kommunion mit den Mongolen möglich sei. Das nun folgende sogenannte mongolische „Glaubensbekenntnis“, das Rubruk mit seinen Einwänden skandiert, klingt - im Hinblick auf weitere Missionsbemühungen - vielversprechend: die Mongolen sind keine Götzendiener, sondern glauben an einen einzigen Gott; doch sind es gerade die unwürdigen Vertreter der christlichen Lehre (beispielsweise die häretischen Nestorianer), welche die Überbringung der christlichen Botschaft erschweren, insofern deren Wortlaut in offenkundigem Widerspruch zu ihrer Lebensweise steht:

„Wir Mongolen“, sprach er, „glauben, daß nur ein Gott ist, in dem wir leben und in dem wir sterben, und auf ihn richten wir unser ganzes Herz.“ Da meinte ich: „Gott selbst wird es sein, der dies gewährt; denn ohne seine Gnade kann derartiges nicht geschehen.“ Wieder fragte er, was ich gesagt hätte. Als es der Dolmetscher ihm mitgeteilt hatte, fuhr er fort: „Aber so wie Gott der Hand verschiedene Finger gab, so gab er auch den Menschen verschiedene Wege, die Seligkeit zu erlangen. Euch gab Gott die Heilige Schrift, aber ihr Christen richtet euch nicht danach. So findet ihr zum Beispiel nicht in eurer Schrift, daß ein Mensch einen anderen tadeln darf, nicht wahr?“ „Nein, Herr“, sagte ich, „aber ich habe euch von Anfang wissen lassen, daß ich mich mit niemandem streiten wollte.“ „Ich spreche nicht von dir“, antwortete er, „aber gleichermaßen findet ihr nicht darin, daß jemand für Geld von der Gerechtigkeit abweichen darf.“ Ich erwiderte: „Nein, oh Herr! Aber ich bin gewiß nicht in dieses Land

gekommen, um Geld zu erwerben. Ich habe im Gegenteil alles zurückgewiesen, was man mir schenken wollte.“ Ein Sekretär war zugegen, der bestätigte, daß ich einmal seidene Tücher zurückgewiesen hatte. Der Khan meinte: „Davon rede ich nicht. Euch gab also Gott die Heilige Schrift, doch ihr haltet sie nicht. Uns aber gab er Weissager. Wir richten uns danach, was sie sagen, und wir leben in Frieden.“<sup>327</sup>

Möngkes Entschluß bleibt unerbittlich: Rubruk muß das Lager verlassen und heimkehren. Auf die erwartungsvolle Frage, ob er später zurückkehren dürfe, schweigt der Khan, während der Franziskaner in banger Erwartung verharrt. Noch einmal müßte ein Wunder geschehen. Doch Wunder lassen sich bekanntlich nicht erzwingen. Der Großkhan entläßt den Mönch ohne eine Antwort. Mit einer fast schwärmerischen Inbrunst, die ihm sonst gar nicht eigen ist, wird Rubruk dieser wohl seltsamsten mongolisch-abendländischen Begegnung gedenken: „Hätte ich Macht gehabt, wie Moses Wunder und Zeichen zu tun, vielleicht hätte er sich gedemütigt“.<sup>328</sup>

Da es dem Franziskaner an dergleichen Fähigkeiten mangelt, wird er auf pragmatischere Mittel für eine zukünftige Verständigung mit den Mongolen setzen: noch in der letzten Zeile seines Itinerariums betont Rubruk, daß es keinen Sinn habe, Geistliche der Bettelorden zu den Mongolen zu entsenden; wenn man überhaupt noch Gesandte zu ihnen schicken wolle, müßten diese „einen guten Dolmetscher oder sogar mehrere bei sich haben und über reichlich Geld verfügen“. Für missionarische Tätigkeiten scheint der Zeitpunkt noch nicht gekommen, und die Christenheit ruft zunächst eine vordringlichere Aufgabe. Daher gelten Rubruks abschließende Reflexionen weniger der Bekehrung der Mongolen als vielmehr der Frage, wie man unter Umgehung der habgierigen Venezianer das Heilige Land auf dem Landweg erreichen und zurückerobern könne.

---

<sup>327</sup> „Nos Moal', inquit, credimus quod non sit nisi unus Deus, per quem vivimus et per quem morimur, et ad ipsum habemus rectum cor'. Tunc dixi: Hoc tribuet ipse quia sine dono eius hoc non potest fieri'. Et ipse quesivit quid dixissem; interpretes dixit ei. Et postea addidit: Sed sicut Deus dedit manui diversos digitos, ita dedit hominibus diversas vias. Vobis dedit Deus Scripturas, et vos christiani non custoditis eas. Vos non invenitis in Scripturis quod unus debet alium vituperare; invenitisne?' inquit. – ‚Non', dixi; ‚sed significavi vobis a principio quod nollem litigare cum aliquo'. – ‚Non dico', ait, ‚pro vobis. Similiter non invenitis quod pro pecunia debet homo declinare a iustitia'. – ‚Non Domine', dixi, ‚et certe nec ego veni ad partes istas pro acquirenda pecunia, immo recusavi illam que dabatur michi'. Et erat scriptor presens, perhibens testimonium quod recusaveram unum iascot et pannos sericos. ‚Non dico', dixit, ‚pro illo. Vobis ergo dedit Deus Scripturas et non custoditis eas; nobis autem dedit divinatores, et nos facimus quod ipsi dicunt nobis, et vivimus in pace'“, ebend., XXXIV, 2.

<sup>328</sup> „Si habuissem potestatem faciendi signa sicut Moyses, forte humiliasset se“, ebend., XXXIV. 7.